

2. Theoretische und methodische Grundlegung

2.1 Die Regierung des Selbst

Die theoretische Perspektive, aus der das Phänomen *shūkatsu* betrachtet werden soll, befindet sich an der Schnittstelle zwischen Governmentality Studies und Subjektivierungsforschung. Die Governmentality Studies ermöglichen es, individuelle Freiheit und Selbstverwirklichung als mit Herrschaft und Unterdrückung verknüpft zu verstehen. Mit Hilfe des breiten Foucaultschen Regierungsbegriffs und der Neoliberalismusanalyse kann die vermeintliche Trennung zwischen Staat und Ökonomie als konstruiert verstanden und die ökonomische Sphäre als ein Ausgangspunkt von Regierungshandeln begriffen werden. Im Zuge einer zunehmenden »Ökonomisierung des Sozialen« wird Subjektivität gefördert statt unterdrückt, jedoch durch Selbstechnologien in spezifische und eng abgesteckte Bahnen gelenkt, die an Herrschaftssziele geknüpft werden können. Um diese Zusammenhänge herauszuarbeiten, wird in diesem Kapitel zunächst der Regierungsbegriff nach Foucault erläutert, der eine Grundlage für die Theorie des Subjekts liefert. Daran anschließend werden die Entstehung und der Charakter der neoliberalen Regierungskunst (der neoliberalen »Gouvernementalität«) nachgezeichnet. Das von Ulrich Bröckling beschriebene »unternehmerische Selbst« scheint alle diese Anforderungen an das Individuum in einer Subjektfigur zu vereinen. Es dient als Ausgangspunkt, um sich mit der poststrukturalistischen Theorie des Subjekts zu beschäftigen, die die Grundlage der methodischen Operationalisierung für diese Arbeit liefert. Zuletzt werden die Begriffe, mit denen das Phänomen *shūkatsu* analysiert wird, erläutert: Modell-Subjekt, tatsächliche Subjektivierungsweisen, Dispositiv und Urgence.

2.1.1 Der Regierungsbegriff bei Foucault

Zunächst gilt es zu klären, was genau mit dem Begriff der »Gouvernementalität« bzw. der »gouvernementalen Rationalität« gemeint ist. Diese Wortschöpfung entstammt der Feder des französischen Philosophen Michel Foucault (1926–1984) und leitet sich aus den französischen Wörtern *gouverner* (dt.: regieren, lenken) und *mentalité* (Denkweise) ab. Foucault setzte sich in seiner Vorlesung »Sicherheit,

Territorium, Bevölkerung« am Collège de France im Jahr 1978 intensiv mit der Génese des modernen Regierungsbegriffs auseinander (vgl. Foucault 2017). In seiner vierten und besonders in der fünften Vorlesung definiert er den Regierungsbegriff erstmals näher und verweist darauf, dass sich dessen Bedeutung in einem politisch-staatlichen Sinn, wie wir ihn heute zumeist verstehen, erst im 16. Jahrhundert herauszubilden beginnt (Foucault 2017: 135) und erst ab dem 18. Jahrhundert allgemein bekannt wird (Lemke 2002: 149). Bevor der Begriff der Regierung auf den politischen Bereich verengt wurde, wurde er weitaus vielfältiger verwendet als dies heute üblich ist, so zum Beispiel im Sinne von »unterhalten« (*entretenir*), und zwar sowohl im Sinne von »sich mit jemandem unterhalten« als auch von »Unterhalt gewähren«, sodass etwa auch die Bedeutung »ernähren« (*nourrir*) dazu zählt (Foucault 2017: 181–183). Sogar in der Bedeutung »einem Patienten eine Diät auferlegen« (*imposer un régime*) wurde *gouverner* verwendet (ebd.), und damit spiegelt sich im französischen Wort für Diät, *régime*,¹ ausgerechnet die heute übliche Verwendung des Begriffs im Deutschen wider, wo das politische Regime eine Staatsform bezeichnet, die tendenziell als unterdrückend oder autoritär konnotiert ist. Dies verdeutlicht, dass die staatliche Regierung im heutigen Verständnis von Anfang an eng mit dem »Problem der Leitung seiner selbst [*gouvernement de soi-même*]« (ebd. 135), d.h. der Selbstführung verknüpft ist. Im Regierungsbegriff steckt also weitaus mehr als ihm heute im Alltagsgebrauch zugeschrieben wird, denn »Regierung« kann verschiedene Verhältnisse bezeichnen: eine Beziehung zwischen Individuen, die unterschiedliche Formen, darunter die der Herrschaft (aber nicht nur), annehmen kann, aber eben auch ein Verhältnis des Individuums zu sich selbst:

»[D]ieses Wort ‚gouverner‘ [...] bezieht sich auf die Herrschaft, die man über sich selbst und über andere ausüben kann, über seinen Körper, aber auch über seine Seele und seine Art zu handeln.« (Foucault 2017: 183)

Der deutsche Soziologe Thomas Lemke fasst den Regierungsbegriff Foucaults daher zusammen als eine

»Führung, die ein Kontinuum umfasst, das von der ›Regierung des Selbst‹ (*gouvernement de soi*) bis zur ›Regierung der anderen‹ (*gouvernement des autres*) reicht, wobei unser heutiges Verständnis von Regierung als politischer Führung ein besonderer Fall der Regierung der anderen darstellt.« (Lemke 2002: 149)

¹ Interessanterweise hat sich diese Doppelbedeutung von frz. *régime* einmal als (unterdrückende) Regierungsform und einmal als Diät auch in anderen Sprachen, so etwa im Bulgariischen (*режим*), selbst im Alltagsgebrauch erhalten.

Zudem stellt Foucault fest, dass die Regierung sich nicht auf ein Territorium oder eine politische Struktur richtet, sondern stets auf Menschen, Individuen und Kollektive (Foucault 2017: 183).² Letztlich meint Foucault mit Regierung auch »die Gesamtheit der Institutionen und Praktiken, mittels deren man die Menschen lenkt, von der Verwaltung bis zur Erziehung« (Foucault 1996, zit. in: Lemke 2002: 240).

Mit diesem Regierungsbegriff gelang es Foucault, die Entwicklung des modernen Staates und die Entwicklung der modernen Subjektivität als zwei miteinander eng zusammenhängende Prozesse zu analysieren (Lemke 2002: 151). Er konzentrierte sich auf verschiedene »politisch-rechtliche Institutionalisierungsformen in ihrer Beziehung zu historischen Subjektivierungsmodi [...], ohne die einen auf die anderen zu reduzieren« (ebd. 152) und beschrieb etwa die Pastoralmacht, die Staatsraison mit ihrer Policey, die Physiokratie, den Liberalismus und den Neoliberalismus als Regierungs rationalitäten, die jeweils mit einer bestimmten Subjektivität einhergingen. Im Zuge seiner Vorlesungen arbeitete er eine Fülle an Begriffen aus, die nach seinem frühen Tod zunächst von seinen Student*innen und Assistent*innen im französischsprachigen Raum³ und ab den 1990er Jahren im angelsächsischen⁴ und im deutschsprachigen⁵ Raum als ein eigenes Feld – die Governmentality Studies – weiterentwickelt wurden. Gerade diese Arbeiten waren es, die den Begriff der Regierung über die Sphäre staatlicher Interventionen hinaus erweitert und die Lenkung der Individuen hin zu einer bestimmten Subjektivität an zahlreichen nicht-staatlichen Materialien nachgewiesen haben. So hat etwa Ulrich Bröckling neben nationalökonomischen, psychologischen und soziologischen Theorien auch Materialien wie Managementprogramme, Kreativitätstechniken und Ratgeberliteratur herangezogen, um zu zeigen, wie diese das Subjekt als unternehmerisches Selbst anrufen (Bröckling 2007: 10).

2.1.2 Neoliberalismus – wer (wird) regiert und wie viel?

Festzuhalten ist, dass »Regierung« nicht mit Staat gleichzusetzen ist, sondern dass regierendes, sprich: lenkendes Einwirken auf individuelles Verhalten von allerhand nicht-staatlichen Akteuren ausgeht. Dies ist insbesondere in der neoliberalen Gouvernementalität (d.h. der neoliberalen Regierungs rationalität) der Fall, in der sich Fremdführung und Selbstführung auf eine spezifische Weise miteinander verschränken. Doch was ist eigentlich genau mit »Neoliberalismus« gemeint?

2 Und zwar im Gegensatz zu älteren Regierungs rationalitäten wie der Souveränitätsmacht, von der Foucault die liberale und neoliberale Gouvernementalität abgrenzt.

3 Z.B. Daniel Defert, Jacques Donzelot, Giovanna Procacci, Pasquale Pasquino, François Ewald; für konkrete Literaturangaben vgl. Lemke (2000: 33–34).

4 Z.B. Burchell/Gordon/Miller 1991; Miller/Rose 1995.

5 Z.B. Lemke 2002; Pieper/Gutiérrez Rodríguez 2003; Bröckling 2007; Krasmann 2007; Putschert/Meyer/Winter 2008; Bröckling/Krasmann/Lemke 2011, 2012.

Der Begriff »Neoliberalismus« bezeichnet zunächst eine Richtung in den Wirtschaftswissenschaften, die in den 1930er Jahren entwickelt wurde und ab den 1970er Jahren die Wirtschaftspolitik zahlreicher Staaten zu dominieren begann (vgl. Butterwegge/Lösch/Ptak 2017: 11; Ptak 2017: 26). Erste praktische Experimente mit neoliberaler Wirtschaftspolitik fanden in den 1970er Jahren in Chile unter Augusto Pinochet statt. In den 1980er Jahren wurden neoliberalen Reformen in Großbritannien unter Margaret Thatcher, in den USA unter Ronald Reagan und in Japan unter Nakasone Yasuhiro umgesetzt.⁶ In Deutschland, wo sich bereits die nach dem Krieg etablierte Soziale Marktwirtschaft auf eine der ersten neoliberalen Denkschulen⁷ bezog, vollzog sich der neoliberalen Umbau des Sozialstaats im Vergleich mit Großbritannien und den USA eher schleichend unter Helmut Kohl und Gerhard Schröder.

Doch hinter dem Begriff »Neoliberalismus« steckt weitaus mehr als nur eine wirtschaftspolitische Richtung. Hierbei sind drei Aspekte zu beachten: Erstens gibt es nicht so etwas wie *den einen* Neoliberalismus, vielmehr müssen wir im Plural von verschiedenen Neoliberalismen sprechen, »die sich auf jeweils spezifische theoretische Ansätze und Konzepte zur Umsetzung stützen« und von Land zu Land in unterschiedlichen Ausprägungen erscheinen (Butterwegge/Lösch/Ptak 2017: 11).⁸ Dies

6 Nakasone (Amtszeit 1982–87) privatisierte Staatsunternehmen und reformierte die Ministerialbürokratie (Elis 2016: 66). Auch die Deregulierung des Arbeitsmarktes begann unter ihm mit der Aufhebung des Leiharbeitsverbots im Jahr 1986. Die Hochzeit des japanischen Neoliberalismus wird jedoch bei Premierminister Koizumi Jun’ichirō (2001–06) verortet, der Strukturreformen im Bankenwesen durchführte und die Post privatisierte (*ebd.*). Shibuya (2011: 61) spricht ab der zweiten Hälfte der 1990er Jahre bereits von einer zweiten Welle der Neoliberalisierung, als der Arbeitsmarkt noch umfassender dereguliert wurde. Die unter Premierminister Abe Shinzō (2006–07 und 2012–2020) eingeführte Wirtschaftspolitik der »Abenomics«, die schon vom Namen her an Reaganomics anknüpft, wird als eine Mischung aus Keynesianismus und Neoliberalismus verstanden (Shibata 2017). PM Kishida hat im Jahr 2021 eine Abkehr vom neoliberalen Kurs angekündigt (Fritz 2021).

7 Gemeint ist der Ordoliberalismus, der als ein »Dritter Weg« zwischen Laissez-faire-Liberalismus und kollektivistischem Sozialismus« betrachtet wurde (Ptak 2017: 26). Zum deutschen »Sonderweg« vgl. auch Ptak (2008).

8 Zu den ersten »neoliberalen« Denkschulen gehört die »Freiburger Schule« der Ordoliberalen, deren wichtige Vertreter Walter Eucken, Alexander Rüstow, Wilhelm Röpke, Franz Böhm und Alexander Müller-Armack waren und deren Arbeiten die Basis für die deutsche Soziale Marktwirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg bildeten (Lemke 2002: 242). Daneben entstand die »Wiener Schule« um Friedrich August von Hayek und Ludwig von Mises, die auch den angloamerikanischen Neoliberalismus prägte (Ptak 2017: 20). In den USA entwickelten Walter Lippmann sowie die »Chicagoer Schule« um Milton Friedman neoliberalen Ansätze. Ein für die weltweite Verbreitung neoliberaler Ansätze zentraler Akteur ist das 1947 gegründete Elitenetzwerk namens »Mont Pèlerin Society«. Spätere neoliberalen Ansätze sind etwa die Theorie kollektiver Entscheidungen (*Public-Choice-Ansatz*), die Theorie rationaler Entschei-

bedeutet für die vorliegende Analyse, dass nicht einfach davon ausgegangen werden kann, dass die Merkmale des Neoliberalismus, die Foucault und die Gouvernementalitätstheoretiker*innen beschreiben, auch so auf den Fall Japan übertragbar sind. Zweitens fungiert »Neoliberalismus« gerade in den letzten Jahrzehnten eher als Kampfbegriff seiner Kritiker*innen, was es noch schwieriger macht, »neoliberal« Strömungen als solche zu erkennen, denn neoliberalen Denker*innen und Politiker*innen meiden es inzwischen, sich selbst als solche zu bezeichnen (ebd.). Auch die vorliegenden Arbeit versteht sich als Kritik am Neoliberalismus bzw. der neoliberalen Gouvernementalität. Wesentlich ist außerdem drittens, dass mit »Neoliberalismus« nicht nur wirtschaftspolitische Reformen wie Deregulierung, Liberalisierung und Privatisierung gemeint sind, sondern dass damit auch gesellschaftspolitische Ideen verbunden sind, die sich noch auf die kleinsten und vermeintlich privatesten Ebenen des Alltagslebens auswirken. Neoliberalen Programmatiken zielen nicht nur auf die Ebene der Produktion, sondern auch der Reproduktion. Prinzipien wie Konkurrenz, Wettbewerb, Ressourcenallokation sowie Angebot und Nachfrage werden im Rahmen des Neoliberalismus nach und nach auf sämtliche Lebensbereiche auch außerhalb wirtschaftlichen Handelns übertragen. Man spricht in diesem Zusammenhang von einer »Ökonomisierung des Sozialen«, die insbesondere von der Chicagoer Schule verfolgt wurde (Lemke/Krasmann/Bröckling 2012: 16). Neoliberalismus wird daher auch treffend als ein »widersprüchliches Ensemble von wissenschaftlichen, insbesondere ökonomischen Theorien, staatlichen und zivilgesellschaftlichen Politikformen, Konzernstrategien und Selbst-Praktiken« (Plehwe/Walpen 1999: 206, zit. in: Ptak 2017: 22) bezeichnet. Dieser letzte Punkt verdeutlicht auch, warum sich die vorliegende Analyse nicht mit den wirtschaftlichen Aspekten des Neoliberalismus, sondern vor allem mit dessen sozialen Konsequenzen beschäftigt.

Butterwegge, Lösch und Ptak machen bei aller Unterschiedlichkeit der Neoliberalismen im Plural dennoch eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen aus: das Streben »nach einem Kapitalismus ohne wohlfahrtsstaatliche Begrenzungen« (Butterwegge/Lösch/Ptak 2017: 11). Das kommt daher, dass neoliberalen Reformen als eine Reaktion auf die in den 1970er Jahren wahrgenommene Krise des Keynesianismus und des Sozialstaats in die Wege geleitet wurden und dabei wohlfahrtsstaatliche Instrumente generell in Frage stellten (Lemke 2002: 239). Häufig verleitet dies zu dem Schluss, die Annahme einer neoliberalen Politik würde ein Weniger an Staat und ein Weniger an Regierung bedeuten – aber stimmt das überhaupt? Beides muss verneint werden. Wenn staatliche Eingriffe zurückgefahren werden, so sind damit vordergründig wohlfahrtsstaatliche Mechanismen gemeint, die (vermeintlich) die

dungen (*Rational-Choice*-Ansatz) und die Theorie der Eigentumsrechte (*Property-Rights*-Ansatz). Zur Geschichte des Neoliberalismus vgl. ausführlich Ptak (2017).

Freiheit des Marktes unterminieren.⁹ Dem Staat wird aber schon im Liberalismus des 18. Jahrhunderts – und daran knüpfen neoliberalen Ideen an – die Aufgabe zugedacht, die »Freiheit« des Marktes zu schützen und dessen »natürliches« Funktionieren sicherzustellen (ebd. 173).¹⁰ Basierend auf der Feststellung, dass die Freiheit des Einen eine Einschränkung der Freiheit des Anderen bewirken kann, soll der Staat dafür sorgen, dass nur ein bestimmter Gebrauch von Freiheit gemacht wird (ebd. 185). Der Staat ermöglicht dies einerseits durch Sicherheitstechnologien (Foucault spricht von »Sicherheitsdispositiven«) und andererseits durch die Förderung von individueller Selbstführung. Letzteres bedeutet, dass es nun nicht mehr darum geht, Subjektivität zu unterdrücken,¹¹ sondern es gilt nun Selbsttechnologien zu erfinden und zu fördern, die an Regierungsziele gekoppelt werden können (Lemke/Krasmann/Bröckling 2012: 29). Das heißt, dass staatliche Zugriffe in einem Bereich zwar reduziert, in anderen Bereichen aber ausgeweitet werden. Der Staat zieht sich also vom Regieren auch im Neoliberalismus nicht wesentlich zurück. Durch die Verlagerung von Regierung in das Individuum nimmt außerdem das Regieren insgesamt nicht ab, sondern tendenziell eher zu. Denn Individuen regieren sich nun zunehmend selbst – wofür sie wiederum Anleitung von außen bekommen. Diese Anleitung (»die Führung der Führungen«, wie es bei Foucault heißt) geht, wie oben beschrieben, nun nicht mehr in erster Linie vom Staat aus, sondern zunehmend von nicht-staatlichen Akteuren. Tatsächlich wird daher auf allen Ebenen – staatlicher wie nicht-staatlicher sowie individueller Ebene – in einem nie dagewesenen Umfang gemanagt, optimiert und rationalisiert.

Ein Beispiel für diese nicht-staatlichen Ebenen, auf denen nun »mit« regiert wird, ist etwa die Medizin. Diese weitet in diesem Zuge ihr Operationsfeld aus, indem sie sich nun nicht mehr nur auf die Heilung von bereits Erkrankten konzentriert, sondern über den Mechanismus der Prävention die Gesunderhaltung von Gesunden anstrebt und anleitet. Das medizinische Feld hat ebenso wie die Psychologie

⁹ Man denke nur an Arbeitnehmer*innenrechte, die im Rahmen der neoliberalen Ansätze als eine Einschränkung der Flexibilität und Profitabilität (das ist letztlich mit »Freiheit« gemeint) von Unternehmen gelten. Das umfasst die Versicherungstechnologie, die Arbeiter*innen gegen Unfälle, Krankheiten, Arbeitslosigkeit und sonstige, die Arbeitskraft und Produktivität reduzierende, Lebensumstände finanziell absichert, aber auch gewerkschaftlich erkämpfte und gesetzlich verbriegte Maßnahmen wie Kündigungsschutz, Tariflöhne, bezahlter Urlaub etc. (zur Versicherungstechnologie siehe Lemke 2002: 211–212).

¹⁰ Das Verständnis von »Natürlichkeit« ist jedoch das einer »künstlichen Natur«, die durch Regierungshandeln erst herzustellen ist (Lemke 2002: 173). Auch wenn sich einige frühliberale Ansätze im Neoliberalismus wiederfinden, so gibt es auch große Unterschiede, siehe dazu Lemke (2002: 241–242) und Ptak (2017: 15–16).

¹¹ Demgegenüber sei es in der von Foucault beschriebenen Souveränitätsmacht eher darum gegangen, Subjektivität zu unterdrücken (vgl. Lemke 2002: 134–135).

oder auch die Ernährungswissenschaften nunmehr aktiv dazu beizutragen, Individuen bei ihrer eigenen Gesunderhaltung zu unterstützen, mit dem Ziel potentielle Gefahren bereits lange vor ihrem Wirken auszuschalten. Dies wurzelt in der veränderten Risikokonzeption der neoliberalen Gouvernementalität, welche die Einzelnen die Pflicht nimmt, »die Schwere des Risikos abzumildern, das sie der Gesellschaft auferlegen« (Lemke 2002: 254). Sie sollen lernen, ihre eigene Gesundheit als Risiko für die Gesellschaft zu verstehen und Erkrankungen durch präventive Maßnahmen möglichst zu verhindern oder in ihren negativen (Kosten-)Effekten für die Gesellschaft abzumildern. Im Umkehrschluss kann dies bedeuten, dass Krankheit auf eigenes Verschulden zurückgeführt wird, wenn unterstellt werden kann, dass die Einzelnen sich nicht genügend um präventive Maßnahmen gekümmert hätten.

2.1.3 Das unternehmerische Selbst zwischen Selbstbestimmung und Beherrschwerden

Die neoliberalen Aufforderung an das Individuum, sich selbst durch Selbsttechnologien zu regieren (wahlweise: »zu managen«, »zu optimieren«, »zu verwalten«) und sein Handeln dabei mit externen Anforderungen in Einklang zu bringen, werden in der Figur des »unternehmerischen Selbst« zugespitzt. Diese Figur wurde bei Foucault angerissen, später u.a. von Peter Miller und Nicolas Rose (1990; 1995) ausgearbeitet und im deutschsprachigen Raum insbesondere von Ulrich Bröckling (2007) an Hand konkreter Materialien nachgewiesen. Das »unternehmerische Selbst« versteht sich und die Teilbereiche seines Lebens als Projekt, das mit ähnlichen Mitteln und Herangehensweisen gelöst werden kann, die auch bei der Führung wirtschaftlicher Unternehmen zum Einsatz kommen. Es handelt sich beim »unternehmerischen Selbst« jedoch um keine reale Person, sondern es ist eher als eine Folie zu verstehen, an der sich reale Personen in ihrem Handeln orientieren können oder sollen. Bröckling beschreibt das »unternehmerische Selbst« folgendermaßen:

»Das unternehmerische Selbst hat weder Namen noch Anschrift. Ein Exemplar dieser Spezies wird man weder in den Büros von Start-up-Firmen noch sonst irgendwo finden. Ebenso wenig handelt es sich bei ihm um das, was in der empirischen Sozialforschung Modalsubjekt genannt wird, das statistische Konstrukt eines Otto-Normal-Subjekts, das die in einer Gesellschaft am häufigsten vorkommenden Persönlichkeitsmerkmale in sich vereint. [...] Das unternehmerische Selbst bezeichnet überhaupt keine empirisch beobachtbare Entität, sondern die Weise, in der Individuen als Personen adressiert werden, und zugleich die Richtung, in der sie verändert werden und sich verändern sollen.« (Bröckling 2007: 46)

Das »unternehmerische Selbst« ist vielmehr als ein auf das Subjekt gerichtetes Regierungsprogramm oder eine Regierungsrationaliät zu verstehen, d.h. als Subjektivierungsregime.¹² Bröckling folgt dabei ebenfalls dem breiten Regierungs begriff bei Foucault und meint damit jegliches »planvolles Einwirken auf menschliches Handeln« auch »über die Sphäre staatlicher Interventionen hinaus« (Bröckling 2007: 9). Regierung passiert nicht einfach von oben nach unten, sondern im Rahmen komplexer und sich überlappender »Kraftfelder, deren Linien – unter anderem – in institutionellen Arrangements und administrativen Verordnungen, in Arbeits- und Versicherungsverträgen, in Trainingsprogrammen und Therapiekonzepten, in technischen Apparaturen und architektonischen Anordnungen, in medialen Inszenierungen und Alltagsroutinen wirksam sind« (ebd. 39).¹³ Das »unternehmerische Selbst« kann als solch ein Kraftfeld verstanden werden, das auf das Individuum einwirkt. Wie die Individuen sich dann aber tatsächlich in Bezug zu diesen Anforderungen verhalten – ob sie sich dem tatsächlich unterwerfen oder nicht oder nur teilweise – steht auf einem anderen Blatt und ist nicht Gegenstand der Analyse Bröcklings (ebd. 10).

Auch wenn hier von einem Regierungsprogramm gesprochen wird, so ist das »unternehmerische Selbst« keineswegs planvoll am Reißbrett entwickelt worden. In den Papieren, die Bröckling analysiert, wird es weder explizit benannt noch beschrieben. Es kann einzig durch die Analyse von Materialien herauspräpariert werden. Dennoch basiert es auf dem in den Wirtschaftswissenschaften populären Akteurskonzept des *Homo oeconomicus*, des nutzenmaximierenden Wirtschaftsmenschen (ebd. 12, 35). Während das Akteurskonzept des *Homo oeconomicus* jedoch den Wirtschaftswissenschaften vor allem dazu dient, menschliches Verhalten in wirtschaftlichen Situationen zu modellieren, ist das »unternehmerische Selbst« ein Subjektivierungsregime, das sowohl normative Anforderungen an das Individuum stellt als auch Selbsttechnologien zu deren Erfüllung bereithält. Bröckling (ebd. 36) bezeichnet im Anschluss an Huttner und Teubner beide Figuren letztlich als »Realfiktionen«: weder beschreiben sie etwas empirisch vorfindbares noch sind sie gänzlich ein Produkt der Fantasie, sondern sie sind Konstrukte, die für die Akteure, die mit ihnen arbeiten, notwendig sind, damit deren Theorien schlüssig sind. Insofern als Menschen allerdings ihr Handeln an diesen Realfiktionen orientieren oder

12 Der Begriff der Subjektivierung wird im übrnächsten Abschnitt genauer betrachtet.

13 Der Begriff des »Kraftfelds« erinnert an den des Dispositivs, den Foucault selbst verwendet hat und den etwa auch Bührmann und Schneider (2008) fruchtbar machen, um gouvernementale Praktiken zu beschreiben. Bröckling und Krasmann grenzen sich allerdings vom Dispositivbegriff ab: »Als wenig fruchtbar erweist es sich daher, jene Verschränkung zunächst analytisch aufzulösen und feinsäuberlich diskursive und nicht-diskursive Praktiken voneinander zu trennen, um sie anschließend in einer Dispositivanalyse wieder zusammenzuführen.« (Bröckling/Krasmann 2010: 24)

ihr Handeln damit legitimieren, können sie dennoch zumindest in ihren Effekten empirisch beobachtbar werden.

Welche Anforderungen sind es nun, die durch die Figur des »unternehmerischen Selbst« an das Individuum herangetragen werden? Zunächst einmal gibt es dem Individuum nicht nur vor, wie und was es sein soll (normative Vorgaben), sondern stellt Handreichungen zur Verfügung, wie es dies genau erreichen kann (Selbsttechnologien) (Bröckling 2007: 10). Erst wird ein Mangel oder ein Problem konstruiert, für dessen Beseitigung direkt im Anschluss die passenden Mittel vorgeschlagen werden. Das unternehmerische Selbst ist dann angehalten, diese Probleme zu lösen, indem es sich am »Verhaltensmodell der Entrepreneurship« orientiert (ebd. 47). Das unternehmerische Selbst ist von einer permanenten Selbstoptimierung in allen Lebensbereichen auch jenseits der Arbeitssphäre getrieben (ebd. 283). Es orientiert sich an den Prinzipien des Wettbewerbs und der Nutzenmaximierung (ebd. 106) und setzt seine Ressourcen gewinnbringend mit dem Ziel ein, einen besseren Zustand zu erreichen. Als Unternehmer ist es dafür aktiv handelnd in dem Sinn, dass es auf einen als unvollkommen betrachteten aktuellen Zustand verändernd einwirken will und davon überzeugt ist, durch sein zweckmäßiges Handeln einen besseren Zustand überhaupt herbeiführen zu können (ebd. 111–112). Es ist vorausschauend und innovativ, denn für seine Handlungen, die zu einem besseren Zustand führen sollen, muss es in der Lage sein, künftige Ergebnisse seines Handelns prognostizieren zu können – dafür bedarf es Vorstellungskraft, Kreativität und Mutes (ebd. 115–116). Dass jedes Handeln auch zu unerwünschten Ergebnissen führen kann, ist ihm bewusst, und daher nimmt es eine Risikokalkulation vor, die es zu bestimmten Versicherungstechniken führen (ebd. 117). Damit ist es nicht nur vorsorgend in der Herbeiführung eines erwünschten Zustands, sondern schützt sich auch präventiv vor unerwünschten Outcomes. Treffen diese unerwünschten Outcomes doch ein, so kann dies dann vorwiegend auf selbst getroffene falsche Entscheidungen zurückzuführen sein, die mit besserer Vorausschau hätten verhindert werden können. Auch für sein Scheitern ist das unternehmerische Selbst daher einzig selbst verantwortlich, da jedes Handeln von ihm selbst und seinen rationalen Entscheidungen ausgeht. Jedes Scheitern wird jedoch auch als Lehrstück für künftige Aufgaben verstanden, bei denen die negativen Erfahrungen der Vergangenheit aufgearbeitet werden sollen.¹⁴ Der Klappentext zur englischen Erstausgabe von Bröcklings Buch fasst treffend zusammen: »The

¹⁴ Ein aktuelles Format dieser Introspektion stellen die in Mexiko erfundenen Fuckup Nights dar, die auf der ganzen Welt, auch Deutschland und Japan, veranstaltet werden (<https://fuckupnights.com/>). Über Geschichten des Scheiterns, die letztlich doch immer als Erfolgsgeschichten erzählt werden, soll die Angst davor, Fehler zu machen, zu einem risikofreudigen Handeln transformiert werden, das aus Fehlern lernt und sich immer wieder von Neuem »aufrafft«, anstatt aufzugeben.

self is driven to constantly improve, change and adapt to a society only capable of producing winners and losers.«¹⁵

Dieses permanente Arbeiten am Selbst führt naturgemäß zu Erschöpfungsscheinungen: die Arbeit am Selbst ist bereits anstrengend genug, doch die Verantwortung für das eigene Scheitern (trotz permanenter Bemühungen) tragen zu müssen, führt unweigerlich zu einer Doppelbelastung. Dementsprechend sei der Burnout an die Stelle der Neurose getreten. Das unternehmerische Selbst ist damit zugleich ein »erschöpftes Selbst« (vgl. Ehrenberg 2004; Graefe 2007):

»Ehrenberg, der Genealoge der Depression, arbeitet heraus, wie in der postdisziplinären Gesellschaft mit ihrem Ethos individueller Verantwortung und Autonomie die Kultur des Verbots und des Gehorsams gegenüber einer permanenten Mobilmachung in den Hintergrund tritt und nicht mehr die Neurose, sondern der Burnout den Normalfall der Abweichung von der Norm darstellt. Statt sich wie die Neurotiker im Konflikt zwischen Wollen und Sollen aufzureiben, kranken die Individuen daran, einfach nicht mehr zu können.« (Bröckling 2007: 290)

Bei all diesen negativen Aspekten des »unternehmerischen Selbst« stellt sich die Frage, was Individuen überhaupt dazu bewegen könnte, sich daran zu orientieren. Müssten sämtliche Materialien, die Selbstoptimierung und Selbstverantwortung bis zur Erschöpfung predigen, nicht von vornherein auf enormen Widerstand stoßen und wenig Chancen haben, dass ihnen irgendjemand Beachtung schenkt? Nein, denn das »unternehmerische Selbst« operiert nicht nur mit Absturzdrohungen, sondern auch mit Erfolgsversprechen (Bröckling 2007: 12). Das zentrale Versprechen, das von der Figur des »unternehmerischen Selbst« gemacht wird, ist der Freiheitsgewinn. Genauer gesagt verknüpft das »unternehmerische Selbst« das Versprechen, von staatlichen oder sonstigen Beschränkungen der persönlichen Entscheidungsfreiheit geschützt zu sein, mit der Möglichkeit, ein selbstbestimmtes, den eigenen Wünschen entsprechendes Leben führen zu können. Dieses Versprechen, das in den Schlagworten »Autonomie« und »Selbstbestimmung« zum Ausdruck gebracht wird, markiert die emanzipatorische Seite des »unternehmerischen Selbst«. Damit antwortet das »unternehmerische Selbst« auf das »kollektive Begehren nach Autonomie, Selbstverwirklichung und nichtfremder Arbeit« (ebd. 58), das von den Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre öffentlich formuliert und politisch sogar teilweise durchgesetzt wurde. An diesen Wunsch nach Befreiung aus einer unterdrückenden Ordnung wie der Fabrik, dem Patriarchat, dem Einheits- und Massenkonsum des Fordismus und dem Wunsch nach Differenz knüpft das Regierungsprogramm des »unternehmerischen Selbst«

15 SAGE: <https://uk.sagepub.com/en-gb/asi/the-entrepreneurial-self/book242746>, letzter Zugriff 06.10.2018.

an, indem es die Institutionalisierung von Selbstbestimmung und Autonomie zu verwirklichen scheint (ebd.). Auch in der medizinischen Debatte um den Tod und Patientenverfügung usw. stammen die ersten Rufe nach Autonomie und Selbstbestimmung aus den 1970er Jahren und deren Errungenschaften werden nun zum Teil in eine Pflicht zum sozialverträglichen Ableben stilisiert (vgl. Spoden 2015; Schneider 1999).

Zweifelsohne hat das unternehmerische Selbst also einen befreienden Aspekt. Die (vermeintliche) Ausweitung der Wahlfreiheit ist allerdings nicht »umsonst« zu haben, sondern geht mit einer Ausweitung der individuellen Verantwortung einher:

»Der Neoliberalismus ermutigt die Individuen, ihrer Existenz eine bestimmte unternehmerische Form zu geben. Er reagiert auf eine verstärkte ›Nachfrage‹ nach individuellen Gestaltungsspielräumen und Autonomiebestrebungen mit einem ›Angebot‹ an Individuen und Kollektive, sich aktiv an der Lösung von bestimmten Angelegenheiten und Problemen zu beteiligen, die bis dahin in die Zuständigkeit von spezialisierten und autorisierten Staatsapparaten fielen. Der ›Preis‹ für diese Beteiligung ist, dass sie selbst die Verantwortung für diese Aktivitäten – und für ihr Scheitern – übernehmen müssen (Donzelot 1995; Burchell 1993, 275/276).« (Lemke 2002: 254)

Der Autonomiegewinn wird also mit Responsibilisierung bezahlt: wer eine ungünstige Entscheidung fällt, hat dies dann selbst zu verantworten und soll auch negative Konsequenzen selbst schultern. Andersherum gesagt werden negative Ereignisse im Leben des »unternehmerischen Selbst« auf falsche Entscheidungen des Individuums zurückgeführt und die Umstände, unter denen die Entscheidung getroffen wurde, spielen keine Rolle. Dies hat im Übrigen auch eine systemerhaltende Funktion, da es bei persönlichem Unglück stets zunächst von persönlichem Verschulden ausgeht und damit die Frage nach der Verantwortung auf das Individuum und dessen Möglichkeiten, sich durch besseres Handeln (bessere Anpassung an die Vorgaben) selbst aus seiner misslichen Situation zu befreien, lenkt. Durch diese Individualisierung von Problemen geraten strukturelle Umstände, die Individuen und Gruppen nicht nur in ihrer Freiheitsausübung nicht unterstützen, sondern auch aktiv daran behindern, in den Hintergrund; die Solidarisierung mit anderen Betroffenen zu einer politischen Bewegung, die aktiv für die Beseitigung dieser Umstände kämpft, ist beim »unternehmerischen Selbst« nicht angedacht. Das »unternehmerische Selbst« ist in diesem Sinne einsam und atomisiert, ist es doch letztlich stets auf sich selbst zurückgeworfen.

Ob das Versprechen eines Autonomiegewinns durch unternehmerisches Handeln allerdings wirklich die individuelle Handlungsfreiheit erhöht, ist ebenfalls in Frage zu stellen. Theoretiker*innen der Governmentality Studies tendieren dazu, dies zu verneinen und weisen darauf hin, dass die Wahlfreiheit tatsächlich in einen

Wahlzwang mündet, dass also die Option, *nicht* zu wählen, fehlt. Autonomiegewinn und Responsibilisierung als die zwei Seiten derselben neoliberalen Medaille bedeuten dementsprechend, dass das Individuum in die Pflicht genommen wird, nur

»[...] einen spezifischen Gebrauch von diesen ›Freiheiten‹ zu machen, so dass die Freiheit zum Handeln sich oftmals in einen faktischen Zwang zum Handeln oder eine Entscheidungszumutung verwandelt. [...] Im Rahmen neoliberaler Gouvernementalität signalisieren Selbstbestimmung, Verantwortung und Wahlfreiheit nicht die Grenze des Regierungshandelns, sondern sind selbst ein Instrument und Vehikel, um das Verhältnis der Subjekte zu sich selbst und zu den anderen zu verändern (Miller/Rose 1994; Cruikshank 1996; Martin 1997).« (Lemke/Krasmann/Brockling 2012: 30)

Dieses Zitat unterstreicht abermals, dass es sich bei Autonomie eben nicht um eine Reduktion des Regierungshandelns handelt, sondern um eine Erweiterung und Verschiebung. Der breite Regierungs begriff von Foucault, wie er in der neoliberalen Gouvernementalität zu Tage tritt, ermöglicht es uns, individuelle Praktiken der Selbstregierung als Folge oder Verlängerung einer breit angelegten Gesellschaftspolitik zu betrachten. Es ist daher nicht so, dass Autonomie und (Wahl-)Freiheit auf der einen und Regierung auf der anderen Seite stehen, sondern sie fallen in eins. In der neoliberalen Gouvernementalität wird also durch oder mit Hilfe der »Freiheit« der Individuen regiert – freilich mit einem ganz klar abgesteckten Verständnis von Freiheit – und eben nicht trotz der oder gegen die Freiheit der Individuen, wie es bei anderen Regierungs rationalitäten der Fall ist.¹⁶

Das »unternehmerischen Selbst« ist damit hochgradig ambivalent. Es ist gefangen in der Oszillation zwischen Empowerment und Überforderung, zwischen Autonomie und Unterdrückung, zwischen Selbstbestimmung und Selbstverantwortung/Responsibilisierung.¹⁷ Es ist ein Erfolgsmodell und eine tragische Figur zugleich: mit emanzipatorischer Macht ausgestattet und repressiven Zugriffen ausgesetzt. Es ist nominell frei in seinen Entscheidungen, bei denen es seinem eigenen Wertesystem (in der Sprache der Wirtschaftswissenschaften: eigenen Präferenzen) folgen kann. Bei diesen Entscheidungen ist es aber letztlich doch an verschiedene äußere Begrenzungsfaktoren gebunden: ungleiche Zugangschancen bzw. die ungleiche Verteilung der notwendigen Ressourcen; die hohen Kosten für falsche Entscheidungen, die selbst zu schultern sind; die Berücksichtigung fremder Präferenzen, die durch seine Entscheidungen benachteiligt werden könnten. Nicht zuletzt ist es eingeschränkt durch die Pflicht zur Wahl. Durch diese Art der selbstverantwortlichen Selbstführung macht es sich zum Komplizen der Fremdführung (Miller/Rose 1990:

16 So etwa in der Souveränitätsmacht.

17 Dies wird in Japan unter den Begriffen *jiko kettei* (»Selbstbestimmung«), *jiritsu* (»Autonomie«), und *jiko sekinin* (»Selbstverantwortung«) diskutiert, vgl. Blecken (2021).

104). Diese Fremdführung nimmt es dann jedoch nicht als negativ oder einschränkend wahr, da der gefühlte Autonomiegewinn durch Selbstregierung größer ist als der Effekt des Regiert- bzw. Beherrschtwerdens.

2.1.4 Das unternehmerische Selbst – ein japanisches Phänomen?

Was bringen uns die neoliberalen Gouvernementalität und die Figur des »unternehmerischen Selbst« für die Analyse des Falls Japan? Immerhin ist es eine zentrale Frage der Japanologie, inwiefern solche theoretischen Konzepte, die auf der Analyse euroamerikanischer Gesellschaften basieren, im japanischen Kontext überhaupt fruchtbar gemacht werden können. Dem ist zunächst entgegenzusetzen, dass Japan selbst Teil der kapitalistischen Weltordnung (»des Westens« als politischer, ökonomischer und ideologischer Einheit) ist und damit die Annahme nicht ganz unbegründet ist, dass mit der Einführung bestimmter politischer und ökonomischer Verfahren auch deren Regierungsrationonalitäten einschließlich der Subjektivierungsregime Einzug halten. Die Aufgabe der Japanologie ist es hierbei herauszuarbeiten, ob und wenn ja, wie genau dies spezifisch in Japan vonstatten gegangen ist, also die Japan-Spezifik zu erfassen, und nicht schlicht davon auszugehen, dass die Entwicklung und das Ergebnis mit den euroamerikanischen Fällen identisch sind. In der vorliegenden Arbeit geht es aber ohnehin weniger um die Suche nach einer wie auch immer gearteten »japanischen Version« des »unternehmerischen Selbst«. Die Figur des »unternehmerischen Selbst« ist hier vor allem wegweisend, weil sie allgemein auf das Problem der Subjektivierung verweist. Auch wenn sie zuweilen als »*die* Subjektformation des Neoliberalismus« verstanden wurde, so ist sie keineswegs die einzige mögliche Subjektformation und auch nicht die einzige »Kraftlinie«, wie Bröckling sagen würde, die auf das Individuum einwirkt. Ich verstehe das »unternehmerische Selbst« als ein Modell-Subjekt, das an der Schnittstelle bestimmter, sich überkreuzender Diskurse entstanden ist; andere Diskurse bringen jedoch andere Modell-Subjekte hervor (vgl. Abschnitt 2.1.7).¹⁸ Die Arbeit von Bröckling kann dabei als Vorbild dienen, wie solche Modell-Subjekte herausgearbeitet werden können. Bevor ich die Begriffe und Methoden der Subjektivierungsforschung näher erläutere, möchte ich hier trotzdem zunächst auf die »Japanizität« des unternehmerischen Selbst eingehen.

Es gibt durchaus einen interessanten historischen Zusammenhang zwischen der Entstehung einer spezifischen Form euroamerikanischen Unternehmertums,

18 Ich folge hierbei dem Diskursbegriff von Reiner Keller und spreche daher von Diskursen im Plural (statt nur von dem einen Diskurs im Singular). Dieser wiederum lehnt sich an den Diskursbegriff von Foucault an. Keller (2011a: 61) definiert Diskurse »als analytisch abgrenzbare Ensembles von Praktiken und Bedeutungszuschreibungen«.

das sich auf die Subjektivität in allen Lebensbereichen ausgeweitet hat, und dem japanischen Unternehmertum, zumindest wie es in einigen Großunternehmen gängig war. Im Angesicht des japanischen Wirtschaftswachstums der Nachkriegszeit¹⁹ und insbesondere des Phänomens, dass Japan in den 1980er Jahren noch Wachstum erzielte, während andere Ökonomien wie die der USA und Großbritanniens durch die Ölkrise bereits stark in Mitleidenschaft gezogen wurden, begannen sich euroamerikanische Manager für Unternehmensführung in Japan zu interessieren. Der sinkenden Produktivität in westlichen Staaten wurde Japan als eine Positivfolie gegenübergestellt und so wurden Managementpraktiken in Japan studiert. Im Aufsatz *Production, Identity, and Democracy* von Peter Miller und Nicolas Rose (1995) wird die Entstehung einer spezifischen unternehmerischen Subjektivität – *the enterprising self* – im Westen direkt von japanischen Arbeitsorganisationsformen abgeleitet. Ihnen zufolge habe in den 1980er Jahren v.a. in Großbritannien und den USA die Neue Rechte aus einer grundlegenden Skepsis am Sozialstaat heraus die Ideale von Autonomie, Entrepreneurship und individueller Selbstmotivation stark gemacht. Deren Ansicht nach würden Gewerkschaften und Regierungen dem Ausleben individueller Freiheit entgegenstehen, sodass sie es sich zur Aufgabe machten, das Individuum wieder von institutionellen Zwängen zu »befreien«. Diese Kritik formierte sich zu einer Zeit, in der westliche Staaten dabei waren, ihre globale wirtschaftliche Vormachtstellung an aufstrebende Nationalökonomien zu verlieren. Die westliche Produktionsweise wurde zum Gegenstand der Selbtkritik, da sie im Gegensatz etwa zur japanischen nicht konkurrenzfähig und nicht kundenorientiert sei. Auf der Suche nach den Mängeln der britischen und amerikanischen Produktionsweisen wurde der Blick v.a. nach Japan gerichtet, das ein immenses Wirtschaftswachstum vorgelegt hatte. Insbesondere »die japanische Arbeitsweise«, die von einer bestimmten Managementform geprägt wurde, erregte das Interesse der westlichen Beobachter*innen:

»Such problematisations took one country as their supreme point of reference: Japan. The threat of Japan in the struggle for markets was linked to many things – price, quality, innovation, and much more – but it was Japanese working practices that were believed to be at the root of each of these. And one myth of the Japanese worker – as valuing group harmony over individuality, company loyalty over self-advancement, conformity over innovation – was laid aside in favor of another. It was now argued that what made Japanese companies successful, competitive, innovative, efficient, and market responsive, what gave them their deadly combination of high quality and high productivity, was the way in which they made use of the capacities and commitment of their employees. Whatever the validity of these pictures of Japanese work practices,

¹⁹ Im Gegensatz zu Europa wird die Dauer der Nachkriegszeit in Japan noch mindestens bis in die 1990er Jahre hinein angesetzt (vgl. Harootunian 2006; Gluck 1993).

this new way of problematizing production in Europe and the United States tied programs of work reform to a new image of the worker that had been taking shape in industrial psychology and management theory during the 1980s: the worker was an individual seeking to fulfill him-or herself through work, and work was an essential element in the path to self fulfilment.« (Miller/Rose 1995: 453–454)

Die »Herkunft« des unternehmerischen Selbst beruht also an sich bereits auf transnationalen Referenzen, was allein schon deshalb nicht verwundern dürfte, als das kapitalistische Wirtschaftssystem per Definition auf internationale Handelsbeziehungen angewiesen ist. Das spezifische Unternehmertum, das in Euroamerika aus Diskursen des Lean Management erwächst und sich weiterhin zunehmend entfaltet, ist also in Auseinandersetzung mit Unternehmenspraktiken in Japan entstanden. Um diese Verquickung noch zusätzlich zu verkomplizieren, sei darauf verwiesen, dass das japanische Vorbild, aus dem sich in den 1980er und 1990er Jahren Lean Management entwickelte, ursprünglich wiederum auf einem Wissenstransfer aus den USA basierte. Bei Elis (2009; 2016) ist nachzulesen, wie der Toyotismus, also die spezifische Arbeitsorganisation im Toyota-Werk, die auch in manchen anderen (aber nicht allen) japanischen Unternehmen übernommen wurde und die später dem Massachusetts Institute of Technology (MIT) als Vorbild für Lean Management dienen sollte, zunächst durch Fabrikbesuche des Unternehmensleiters von Toyota in den Detroiter Ford-Werken inspiriert worden war:

»Nach Japan zurückgekehrt, machte Toyoda [der Unternehmensleiter] sich daran, diese Neuerungen in den Werken von Toyota anzuwenden. Bei den Managern der japanischen Autoindustrie handelte es sich im Grunde um Bewunderer des Ford-Systems, denen es wegen Kapital- und Raummangels sowie weiterer Faktoren wie der von Arbeitskämpfen geprägten Atmosphäre zu Beginn der 1950er-Jahre nicht gelang, das amerikanische Modell in Japan eins zu eins umzusetzen. Daher konzentrierte man sich auf Verbesserungen des Produktionsprozesses, die ebenfalls aus den USA stammten, dort jedoch als heterodox galten, da sie dem Grundgedanken der Massenfertigung zuwiderliefen. So erfanden die Japaner die Lean Production, als sie versuchten, den Fordismus zu imitieren.« (Elis 2009: 260)

Später waren bei der Entwicklung des toyotistischen Produktionsmodells auch amerikanische Berater in Japan tätig, deren Vorschläge zum Thema Unternehmensführung zuvor in ihrem Heimatland nicht gehört worden waren, in Japan jedoch zur Einführung der unternehmensweiten Qualitätskontrolle beitrugen:

»Eine gewisse Rolle spielten auch die Vorträge des amerikanischen Unternehmensberaters Edward W. Deming, der insbesondere als Stifter und Namensgeber des Deming-Preises zu würdigen ist, mit dem Unternehmen für ihre Bemü-

hungen um die Qualitätskontrolle ausgezeichnet werden können. Deming hielt im Juni 1950 eine Reihe von Vorträgen in Japan, um dortige Manager mit den Methoden der statistischen Qualitätskontrolle (Statistical Quality Control, SQC) vertraut zu machen.« (Elis 2009: 263)

Diese Neuerungen im Produktionsprozess sind hier insofern relevant, als sie letztlich den Arbeitern eine bestimmte Form der Subjektivierung abverlangen. Wenn etwa das Modell der unternehmensweiten Qualitätskontrolle auf allen Ebenen den Arbeitern abverlangt, dass sie sich permanent in den Verbesserungsprozess einbringen, dann werden diese selbst zu Managern im Kleinen gemacht, die sich und den Prozess mit überwachen und damit den Vorgesetzten die Überwachung und Kontrolle sparen. Die Herrschaft auf der oberen Ebene wird dadurch an die untersten Ebenen durchgereicht. Von hier ist der gedankliche Sprung zum Foucaultschen Verständnis von Gouvernementalität – einem Transfer von Fremdherrschaft hinein in das Subjekt durch eine Aktivierung der Selbstmanagementkapazitäten – nicht mehr weit:

»Gelingen kann [die toyotistische Qualitätskontrolle] nur dann, wenn jeder Beschäftigte vom Unternehmensleiter bis zum Fertigungsarbeiter dazu bereit ist, sich einzubringen. [...] Wird das Konzept der unternehmensweiten Qualitätskontrolle konsequent verwirklicht, entfällt die Notwendigkeit aufwändiger Prüfverfahren und Nacharbeiten am Ende des Fertigungsprozesses.« (Elis 2009: 263–264)

Auch wenn hier nicht in aller Ausführlichkeit darauf eingegangen werden kann, ob und inwieweit Managementpraktiken japanischer Firmen, die in den euroamerikanischen Managementdiskurs der 1980er und 90er Jahre eingegangen sind, dort auf die gubernementale Reorganisation auch anderer Lebensbereiche Einfluss genommen haben, die unter dem Konzept des »unternehmerischen Selbst« gefasst werden, so sollte doch an dieser Stelle die Feststellung genügen, dass die Entstehung japanischer und euroamerikanischer neoliberaler Arbeitersubjektivitäten grundsätzlich verflochten ist. Die Tendenz, vormals fremdkontrollierte Zwänge nun in selbstbestimmte Selbstzwänge umzuwandeln und die Ressource Arbeitskraft immer mehr zu vereinnahmen, ist zumindest in der japanischen Unternehmenspraxis nicht unbekannt (Elis 2016: 74).

In der japanischsprachigen Literatur ist es mir bisher nicht gelungen, die im anglophonen und deutschsprachigen Raum stark ausgeprägte Diskussion des unternehmerischen Selbst auszumachen. Auch wenn Gouvernementalität, Neoliberalismus und Subjektivierung ausgehend von den Arbeiten Foucaults durchaus diskutiert werden,²⁰ bleibt die Auswertung der Subjektkonzeptionen des unter-

²⁰ Z.B. Aizawa 1996; Mori 2000; Shibuya 2003; Serizawa/Takakuwa 2007; Satō 2009.

nehmerischen Selbst aus oder wird wohl mit anderen Begriffen geführt. Shibuya (2011) legt einen Versuch vor, verschiedene Stränge der Analyse von Gegenwarts-gesellschaften unter neoliberalen Vorzeichen, etwa Naomi Kleins Konzept des »Katastrophenkapitalismus«, mit dem *enterprising self* nach Miller/Rose zu verknüpfen und auf japanische Arbeits-Subjektivierungsverhältnisse (z.B. *freeter*, *salary man*) anzuwenden. Er übersetzt das Miller/Rose'sche *enterprising self* als *kigyō katsudō-teki jiko*, also wörtlich als »unternehmensaktivitätsmäßiges Selbst« oder, in besserem Deutsch, als ein »Selbst, das sich wie eine Firma verhält«. Vereinfacht verwendet er auch die Bezeichnungen *antrepurenā* von Englisch *entrepreneur* und *kigyō toshite no jiko*, also »das Selbst als Unternehmen«. Da Shibuya jedoch leider dabei die Begriffe des »Arbeitskraftunternehmers« und des »unternehmerischen Selbst« vermengt, die in der deutschsprachigen Literatur scharf voneinander abgegrenzt werden (Bröckling 2007: 47–50; Bosančić 2014), erscheint es hier notwendig, auf den Unterschied zwischen den beiden hinzuweisen.

Während die Subjektfürfigur des »unternehmerischen Selbst« ihren analytischen Fokus auf die Ausweitung ökonomischer bzw. unternehmerischer Prinzipien auf Institutionen und Lebensbereiche auch außerhalb der Arbeitswelt setzt, beschreibt der »Arbeitskraftunternehmer« bzw. »entreployee« nach Voß/Pongratz (1998) die spezifische Art von Subjektivierung in der Arbeitswelt selbst. Gemeint ist mit dem »Arbeitskraftunternehmer« der in Abgrenzung zum fordertisch-tayloristischen, entgrenzten Arbeitermodell zu beobachtende Wunsch nach Selbstverwirklichung in der Arbeit auf Seiten der Arbeitnehmer*innen (dieser wird zuweilen als »Subjektivierung der Arbeit« bezeichnet), der von den Unternehmen zusehends im Rahmen seiner ökonomischen Verwertbarkeit in Anspruch genommen bzw. in den Worten Kocybas gar »kolonialisiert« wird (Bosančić 2014: 260). Das Einbringen aller physischen und psychischen Potentiale des Individuums, die vormals auf der Arbeit – zum Guten und zum Schlechten – den Arbeiter*innen nicht abverlangt worden waren, wird nun in der neuen Idealfigur des »Arbeitskraftunternehmers« vorausgesetzt und gefördert. Die durch erhöhte Anforderungen an emotionale Arbeit (vgl. Hochschild 2006) riskierte Überlastung der Arbeiter ist ein Ergebnis der Abschöpfung auch der letzten inneren Ressourcen der Angestellten. Arbeiter sollen sich als aktiver Teil des Unternehmensmanagements (Bosančić 2014: 261) fühlen und nicht nur als bloße Zahnrädchen in einem Getriebe, das sie nicht mitgestalten dürfen. Wenn etwa Ansprüche an kontinuierliche Verbesserung durch Verbesserungsvorschläge, die die Arbeiter dem Management mitteilen, vorangetrieben werden, dann hat dies seinen Ursprung im Lean Management, das sich bei diesem Beispiel an der toyotistischen *kaizen*-Praxis orientiert. Damit ist die Entstehung des »Arbeitskraftunternehmers« eng an ein Unternehmensführungsmodell gekoppelt, das für gewöhnlich japanischen Unternehmen zugeschrieben wird.

Im Gegensatz dazu stellt das Subjektivierungsregime des »unternehmerischen Selbst« diejenigen Bereiche in den Fokus, die nicht unmittelbar in den

kapitalistischen Wertschöpfungsprozess involviert waren, jedoch zusehends von ähnlichen (Subjektivierungs-)Logiken durchtränkt sind. So werden auch Arbeitslose, Schüler*innen, Kranke oder Menschen auf Partnersuche in unterschiedlichsten institutionellen Settings zu Unternehmertum animiert (ebd. 220). Die Subjektivierung von Arbeit, wie in der Figur des »Arbeitskraftunternehmers« beschrieben, und das governementale Subjektivierungsregime des »unternehmerischen Selbst«, das sich auf die Ausweitung des Unternehmertums auf sämtliche Lebensbereiche bezieht, bezeichnen damit zwei voneinander verschiedene Arten der Subjektivierung.

2.1.5 Das dezentrierte Subjekt

Es wurde bereits erwähnt, dass es sich beim »unternehmerischen Selbst« um eine »Subjektformation« bzw. ein »Subjektivierungsregime« handelt. Es war auch die Rede von einer spezifischen unternehmerischen »Subjektivität«. In diesem und im nächsten Abschnitt werden diese Begriffe nun genauer vorgestellt, um zu erläutern, mit welchem Subjektbegriff in dieser Studie gearbeitet wird. Im übernächsten Abschnitt (2.1.7) wird daraus eine methodische Vorgehensweise abgeleitet.

Mit Stuart Hall (1994) können wir zunächst grob zwischen drei verschiedenen Verständnissen von »Subjekt« unterscheiden: dem philosophischen Subjekt der Aufklärung (cartesianisches Subjekt), dem soziologischen Subjekt und dem postmodernen/dezentrierten Subjekt. Die Konzeption vom dezentrierten Subjekt, mit der auch Foucault arbeitete, wurde in Auseinandersetzung mit dem philosophischen Subjekt der Aufklärung entwickelt. Dieses wird von Hall folgendermaßen beschrieben:

»Das Subjekt der Aufklärung basierte auf einer Auffassung der menschlichen Person als vollkommen zentriertem und vereinheitlichtem Individuum. Es war mit den Vermögen der Vernunft, des Bewußtseins und der Handlungsfähigkeit ausgestattet. Sein ›Zentrum‹ bestand aus einem inneren Kern, der mit der Geburt des Subjekts entstand und sich mit ihm entfaltete, aber im wesentlichen während der ganzen Existenz des Individuums derselbe blieb – kontinuierlich oder ›identisch‹ mit sich selbst. Das essentielle Zentrum des Ich war die Identität einer Person.« (Hall 1994: 181)

Diese stark vereinfachte Darstellung des philosophischen Subjekts wird zwar der Komplexität der vielfältigen Auseinandersetzungen um das Subjekt in der Philosophie keineswegs gerecht, dient jedoch lediglich der Illustration, an welchen Punkten sich die postmoderne Subjektkonzeption davon entfernt (ebd. 187). Worauf es hier ankommt, ist, dass im philosophischen Subjektverständnis von einem »authentischen« Inneren des Menschen ausgegangen wurde, an das emanzipatorische Hoff-

nungen geknüpft waren (Bosančić 2014: 95). Dieses Subjekt war mit sich selbst identisch, sich selbst transparent und stand außerhalb der Geschichte (Keller 2011b: 210).

Hall zufolge habe die soziologische Subjektkonzeption dann einen ersten Schritt hin zu einer Dezentrierung des Subjektbegriffs getan, jedoch den inneren Wesenskern grundsätzlich intakt gelassen. Die Soziologie als die Wissenschaft vom Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, und darunter insbesondere der symbolische Interaktionismus, räumt der Sozialisation und der Internalisierung überindividueller Werte eine wesentliche Rolle bei der Identitätsbildung ein. Identität und Subjektivität sind demzufolge nicht (allein) qua Geburt bereits vorhanden, sondern entstehen in Auseinandersetzung mit »der Gesellschaft« – überindividuellen Werten, Erwartungen, Symbolen, Deutungsmustern etc. Im Gegensatz dazu war beim philosophischen Subjekt die Identität mehr oder weniger im »inneren Wesenskern« bereits angelegt und musste nur noch im Laufe des Lebens ausgeformt werden oder zur Entfaltung gelangen. In der Soziologie wird diese »Ausformung« nicht allein dem Individuum und seiner eigenen Kraft, sich qua Bildung und Aufklärung zu entfalten, zugeschrieben, sondern als teilweise Unterwerfung unter gesellschaftliche Vorgaben gedacht.

»Das [soziologische] Subjekt hat immer noch einen inneren Kern, ein Wesen, das ›das wirkliche Ich‹ ist, aber dieses wird in einem kontinuierlichen Dialog mit den kulturellen Welten ›außerhalb‹ und den Identitäten, die sie anbieten, gebildet und modifiziert.« (Hall 1994: 182)

Identität spielt in dieser Subjektkonzeption die Rolle, das »Innen« des Individuums mit dem »Außen« der Gesellschaft zu verknüpfen, das Ich zu stabilisieren. Anders gesagt, entsteht Identität hier an der Schnittstelle zwischen dem inneren Wesenskern und den gesellschaftlichen Erwartungen. Dies impliziert auch eine feststehende Identität, die sich zwar im Laufe der Adoleszenz formt, dann aber relativ unverändert bis zum Lebensende vorhanden ist.²¹ Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat sich im Rahmen vor allem poststrukturalistischer und feministischer Theoriebildung eine Subjektkonzeption entwickelt, die sich von der Vorstellung eines inneren Wesenskerns vollständig abwendet:

»Das Subjekt, das vorher so erfahren wurde, als ob es eine einheitliche und stabile Identität hätte, ist nun im Begriff, fragmentiert zu werden. Es ist nicht aus einer einzigen, sondern aus mehreren, sich manchmal widersprechenden oder unge lösten Identitäten zusammengesetzt. [...] Der Prozeß der Identifikation selbst, in dem wir uns in unseren kulturellen Identitäten entwerfen, ist offener, variabler und problematischer geworden. Dadurch entsteht das postmoderne Subjekt, das

²¹ Eine solche Identitätskonzeption war auch lange Zeit in der Psychologie dominant.

ohne eine gesicherte, wesentliche oder anhaltende Identität konzipiert ist.« (Hall 1994: 182)

Hall spricht nun nicht mehr von einer feststehenden Identität, sondern von einem immerwährenden Identifikationsprozess, der sich entlang zahlreicher sich überschneidender, häufig auch widersprechender Identitätsachsen wiederholt vollzieht, was in einer »Pluralisierung« oder »Fragmentierung« des Subjekts und von Identitäten resultiert (ebd. 185). Er beschreibt mit Marx, Althusser, Freud, Lacan, Saussure, Foucault und der feministischen Theorie (Judith Butler) mehrere Momente der Dezentrierung des Subjektverständnisses.²² Ohne auf alle Details einzugehen, sei an dieser Stelle lediglich festgehalten, dass Individualismus und Subjektivität nicht über alle Zeiten und Orte hinweg gleich erfahren wurden, sondern räumlich und zeitlich kontingent sind:

»Heute ist es ein Gemeinplatz, daß die Moderne eine neue Form des entschiedenen *Individualismus* entstehen ließ, in dessen Zentrum eine neue Vorstellung des individuellen Subjekts und seiner Identität steht. Das heißt natürlich nicht, daß die Menschen in vormodernen Zeiten keine Individuen waren, sondern daß die Individualität unterschiedlich gelebt, erfahren und begrifflich gefaßt wurde.« (Hall 1994: 188, Hervorh.i.O.)

Das dezentrierte Subjekt hat also keinen authentischen Wesenskern; es ist ein antiessentialistisches Modell. Vertreter*innen dieses Subjektverständnisses lehnen transzendentale oder universale Annahmen bezüglich des Menschen oder des Subjekts ab. Stattdessen untersuchen sie, wie Subjekte historisch als solche hervorgebracht wurden und werden – durch Diskurse, Dispositive und institutionelle Praktiken (vgl. Keller 2012: 89). Verschiedene Epochen, und noch viel mehr: verschiedene Diskurse innerhalb einer Epoche, bringen ihre jeweils eigenen Subjekte hervor. An die Stelle des *einen* transzentalen Subjekts tritt nun eine Vielzahl an Subjekten (ebd. 88). Damit wurde das Subjekt historisiert und multipliziert.

Auch Foucault stellte die Frage nach dem Subjekt aus einer Kritik an der philosophischen Konzeption »des einen SUBJEKTS, wie es etwa die Philosophien von Descartes, Kant, Fichte bis Husserl dachten« heraus (Keller/Schneider/Viehöver 2012: 12). An die Stelle des einen Subjekts treten bei ihm durch Diskurse hervorgebrachte Subjekte und Subjektpositionen im Plural. Diskurs, Macht und Subjekt hängen bei Foucault eng zusammen.²³ So beginnt er seinen Aufsatz »The Subject and Power«

²² Eine noch detailliertere, aus der soziologischen Perspektive vorgenommene Zusammenfassung der poststrukturalistischen Auseinandersetzungen mit dem Subjekt-Begriff findet sich bei Bosančić (2014: 108–120).

²³ So lautet etwa auch der Titel des Sammelbands von Keller/Schneider/Viehöver (2012), der sich mit dem Foucaultschen Werk beschäftigt, »Diskurs – Macht – Subjekt«.

von 1982 mit der Aussage, es sei ihm bei seinen Arbeiten der vergangenen 20 Jahre eigentlich nicht [in erster Linie] darum gegangen, Macht zu analysieren, sondern vielmehr die verschiedenen historischen Modi herauszuarbeiten, die Menschen zu Subjekten machen (Foucault 1983: 208). Weniger als um die Beschreibung von Macht sei es ihm also um die Frage der Subjektivierung gegangen. Subjektivierung bedeutet bei Foucault in etwa »Subjektwerdung durch Machtausübung«:

»There are two meanings of the word *subject*: subject to someone else by control and dependence, and tied to his own identity by a conscience or self-knowledge. Both meanings suggest a form of power which subjugates and makes subject to.« (Foucault 1983: 212)

Während in der philosophischen Konzeption das Subjekt ein mit Bewusstsein und Handlungsmacht ausgestattetes Wesen ist, versteht Foucault es zugleich als Empfänger einer Machtausübung.²⁴ Dieser Aspekt der Unterwerfung kommt im Deutschen in der Alltagssprache kaum zum Tragen, ist jedoch im Englischen »to be subjected to« und im Französischen »sujet« (Untertan) sowie »assujetter« (unterwerfen) vorhanden (vgl. Keller 2011b: 210).²⁵ Das Subjekt kann bei Foucault also nur deshalb zum denk-, sprech- und handlungsfähigen Subjekt werden, weil es zuvor (den Diskursen) unterworfen wurde. Deswegen ist in der Subjektivierungsanalyse nach Foucault auch von »Subjektivierungsregimes« die Rede. Die Machtausübung findet allerdings, wie oben mit dem Begriff der Regierung bereits erörtert wurde, nicht ausschließlich in Form von Zwang, Gewalt oder Kontrolle statt (bei Foucault wären dies die Machttechnologien Souveränitätsmacht und Disziplinarmacht), sondern umfasst auch »sanftere« Formen (z.B. indirekte Anreize, Nudging) sowie die Regierung des Selbst durch das Selbst (Selbstregierung). Letzteres beschrieb Foucault mit dem Begriff der »Selbst-Technologien« oder »Technologien des Selbst«.

Die Unterwerfung des Subjekts führt wie bereits erwähnt dazu, dass Subjekte erst durch die Diskurse hervorgebracht werden, die über sie sprechen:

»Der Mensch, das Subjekt ist immer das, was in historischen Wissensformationen als solches gedacht sowie praktisch erzeugt wird. Seine Identität ist keine absolute konstitutive Eigenleistung, sondern stammt aus den Diskursen und Praktiken, die sich ›in ihm kreuzen‹.« (Keller 2011b: 212).

24 Auch in der grammatischen Bedeutung bezeichnet »Subjekt« dasjenige Satzglied, das etwas tut oder dem etwas angetan wird.

25 Auch im Deutschen kann »Subjekt« aber bildungssprachlich als »Untertan« verwendet werden.

Paradoixerweise setzen wiederum die Diskurse die Existenz der Subjekte voraus, die doch eigentlich erst durch sie hervorgebracht werden. Subjektivierung bedeutet damit in Rückgriff auf das Konzept der Anrufung bei Althusser die »paradoxe Aufforderung zu werden, was man schon ist« (Bröckling 2007: 27). Sich von Programmen angerufen fühlen kann man nur deshalb, weil man vermutet, dass man gemeint ist, also geneigt ist zu glauben, dass man bereits ist, was man sein soll. Wenn in der Althussserschen Urszene der »Anrufung« die Polizistin einem Passanten zuruft: »He, Sie da!« und sich der Passant umdreht, dann tut er dies aus dem Bewusstsein heraus, gemeint sein zu können und feststellen zu müssen, ob dies tatsächlich der Fall ist. Durch das Umdrehen und Sich-angesprochen-fühlen »gesteht« der Passant gleichermaßen sein Gemeint-sein und gibt der Polizistin eine nachträgliche Begründung für die Schuldvermutung. »Der Ruf des Polizisten evoziert ein spontanes Gefühl der Schuld, und er kann es nur evozieren, weil es immer schon da ist. Diese Schuld anzuerkennen und zum Subjekt zu werden ist ein und derselbe Vorgang.« (Ebd. 28) Das Subjekt ist also stets bereit, sich subjektivieren zu lassen.²⁶ Es ruft sich aber auch stets selbst an (ebd. 29). Zugleich ist die Subjektivierungs-Bemühung, »zu werden, was man schon ist« oder »man selbst zu sein« von vornherein zum Scheitern verurteilt (ebd. 29–30). Dies illustriert Bröckling mit einer Miniatur von Kafka über eine Person, die sich durch ihre eigene Verspätung auf dem Weg zum Bahnhof so verunsichern lässt, dass sie sich hilfesuchend an einen Schutzmänn wendet, der ihr jedoch die Wegbeschreibung verweigert: »Gibs auf, gib auf, sagte er und wandte sich mit einem großen Schwunge ab, so wie Leute, die mit ihrem Lachen allein sein wollen« (Kafka, zit. in Bröckling 2007: 29). Subjektivierung ist hier gleichzeitig Aufgabe (etwas, was zu tun ist: es rechtzeitig zum Zug zu schaffen, der nach Systemzeit abfährt) und muss ob der Unmöglichkeit, den gesellschaftlichen Anforderungen zu genügen, zu einer Aufgabe (im Sinne von >etw. aufgeben<) führen. Das Althusssersche Subjekt findet sein Selbstsein in der Aufgabe, sich den gesellschaftlichen Rollenmustern anzupassen, wohingegen das Subjekt bei Kafka sich bewusst ist, dass diese Aufgabe von vornherein zum Scheitern verurteilt ist.

26 Keller (2012: 77, Fußnote 13) kritisiert diese Annahme und wendet ein, dass die Frage, ob sich das Subjekt tatsächlich immer schon angerufen fühlt, zunächst einer empirischen Erkundung bedürfe, bevor es in Folge theoriegeleiteter Interpretation so unterstellt wird.

2.1.6 Die (Re-)Soziologisierung des Foucaultschen Subjekts: Subjektpositionen, Sprecherpositionen und soziale Akteure

Die Überlegungen Foucaults zum Subjekt haben teils heftige Kritik hervorgerufen, und dies erwartungsgemäß vor allem im Bereich der (Bewusstseins-)Philosophie. Wie Keller schreibt, hat »kaum ein Begriff mehr Streit und Missverständnisse ausgelöst als die Kategorie der Akteure oder des ‚Subjekts‘« (Keller 2011b: 209). Vor allem wurde Foucault vorgeworfen, das Subjekt durch dessen radikale Unterwerfung unter den Diskurs »getötet« und ihm dadurch jegliches emanzipatorisches Potenzial genommen zu haben (ebd. 145, 210–212). Zu seiner Verteidigung kann an dieser Stelle vielleicht eingewendet werden, dass er durch die Untersuchung der Unterwerfungsweisen eben gerade die Möglichkeiten zu widerständigem Handeln erforschen wollte (ebd. 212). Neben dem »Tod des Subjekts« und dem »Ende des Menschen« ist hier auch die Rede vom »Tod des Autors« in seiner Funktion als »Zurechnungsmechanismus in Diskursen« (Keller 2012: 212). Wenn nicht Subjekte sprechen, sondern (durch die Subjekte hindurch) Diskurse, wer ist dann für das Gesagte verantwortlich zu machen und wo bleibt dann die eigenständige Handlungs- und Denkmacht?²⁷ Tatsächlich, so Keller, habe Foucault selbst eigentlich »mit seiner Hinwendung zur genealogischen Untersuchung von Macht-Wissen-Regimen, von Gouvernementalität und Herrschaft [...] durchaus sozialen Akteuren und ihren Strategien oder Taktiken in seinen materialen Analysen Rechnung getragen« (ebd. 218). Das bedeutet, dass er ihnen doch implizit eine Handlungsmacht zugestanden habe. Allerdings, so Keller weiter, habe Foucault es eben versäumt, diese von ihm ja offenbar doch angenommene Handlungsträgerschaft der sozialen Akteure auch theoretisch zu untermauern. Anders gesagt: Das radikal dezentrierte Subjektverständnis eignet sich nicht dafür, Widerstandspotentiale angemessen darzustellen.

Auf der Grundlage dieser Kritik nimmt Keller eine »Soziologisierung der Foucaultschen Diskurstheorie« (Keller 2011b: 19) mit Hilfe seines Forschungsansatzes der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (kurz: WDA) vor.²⁸ Er bringt das soziologische Subjekt als Korrektiv zum radikal dezentrierten Subjekt bei Foucault in Anschlag. Aus Kellers Sicht habe Foucault mit seinen Überlegungen zu Diskursen,

-
- 27 In der postkolonialen Theorie etwa wird kritisiert, dass eine übermäßige Hinwendung zum Diskurs Gefahr laufe, die Trägerschaft von Handlungsmacht auszublenden. Edward Said sei genau dafür kritisiert worden, »dass er die diskursiven Strukturen anonymisiert und so jenseits menschlicher Handlungsträgerschaft verortet, dass es nahezu unmöglich scheint, Individuen für ihre Rolle im imperialistischen Herrschaftssystem verantwortlich zu machen.« (Mills 2007: 132)
 - 28 Für diese »Soziologisierung« bedient er sich »Ansätzen der Kritischen Diskursforschung, der Diskurstheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe und den diskursorientierten Zweigen der Cultural Studies« (Keller 2011b: 19, Hervorh.i.O.).

Macht und Subjekten letztlich etwas zu beschreiben (und auf Grund des Begriffs »Subjekt« wohl auch für die Philosophie fruchtbar zu machen) versucht, was die Soziologie schon seit ihren Anfängen mache, nämlich das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, d.h. die Frage, wie gesellschaftliche Werte in das Individuum hinein »verlagert« werden. Wo etwa die Philosophie vom Subjekt spricht, da redet die Soziologie von Identitäten, Akteuren und Individuen (vgl. Keller 2012: 87–92; siehe auch Bosančić 2014: 95). Im Gegensatz zu anderen post-strukturalistischen Ansätzen zeichne sich das Foucaultsche Werk durch seine hohe Anknüpfungsfähigkeit an die Soziologie aus, und zwar zum einen durch seine begriffliche »Werkzeugkiste« und zum anderen durch die Verknüpfung von Subjekten und Diskursen (vgl. Bosančić 2014: 95). Aus diesem Grund lehnt sich die Wissenssoziologische Diskursanalyse, der sich die vorliegende Studie auch bedient, an den Foucaultschen Subjektbegriff an, versucht aber dessen Defizite mit Hilfe der Soziologie auszugleichen.

Zunächst stellt Keller fest, dass die Frage nach der Determiniertheit vs. Agency des Subjekts in der Soziologie für weniger Diskussionsstoff sorge, weil diese ohnehin von Individuen als sozialen Akteuren ausgehe, die Rollenangebote bekämen (Keller 2011b: 214–215). Auf diese Weise würden objektivierte Wissenbestände durch Sozialisationsprozesse bzw. Habitusformungen individuell angeeignet. Vom Eigensinn sozialer Akteure werde aber ohnehin grundsätzlich ausgegangen. Insofern ist die Diskussion um Handlungsmacht für die Soziologie weniger relevant, da sie stets von eigensinnigen sozialen Akteuren ausgeht. Wenn man den »inneren Wesenskern«, den Hall beschreibt, als Eigensinn versteht, kann man mit Hilfe des soziologischen Subjekts also bereits ein Defizit des dezentrierten Subjekts ausgleichen. Insofern handelt es sich hierbei also auch um eine »Re-Soziologisierung der Foucaultschen Subjektkategorien« (Bosančić 2016: 105).

Weiterhin stellt Keller fest, dass Foucault den Begriff »Subjekt« für verschiedene Dinge benutzte. Zum einen gehe es ihm um die

»[...] *Sprecherpositionen und -rollen* innerhalb von Diskursen, d.h. um die institutionellen Regulierungen der Zugänge von Akteuren zum legitimen Vollzug diskuriver Praktiken, zu den gesellschaftlichen Orten, von denen aus ›ernsthaft‹ gesprochen werden darf. [...] In der Sprache der Soziologie handelt es sich bei den *Sprecherpositionen* um *Positionen in institutionellen bzw. organisatorischen Settings* und daran geknüpfte Rollenkomplexe. Soziale Akteure sind dann Rollenspieler, die solche Positionen einnehmen.« (Keller 2011b: 215, 216; Hervorh.i.O.)

Zweitens gehe es ihm um

»[...] die in Diskursen formulierten *Subjektpositionen*, Positionierungsprozesse und Identitätsschablonen für seine Adressaten. [...] Die in Diskursen als *Subjektposi-*

tionen vorgenommenen Positionierungen sozialer Akteure – bspw. als Problemverursacher, Objekt von notwendigen Interventionen oder potentielle Nachfrager nach spezifischen Leistungen – erzeugen zunächst nichts anderes als typisierte Interpretationsschemata und Identitätsangebote, die als Bestandteile des historisch kontingenten gesellschaftlichen Wissensvorrates den sozialen Akteuren angetragen und bspw. in verschiedensten Sozialisationsprozessen angeeignet werden (können).« (Keller 2011b: 215, 217; Hervorh.i.O.)

Drittens gebe es die Selbsttechnologien, die das Selbst auf sich selbst richtet, um diese Subjektpositionen zu erreichen. Die Selbsttechnologien entsprächen letztlich der Suche Max Webers nach »Praktiken der Lebensführung und des Selbstbezugs« (ebd. 217).

Wichtig ist die Einschränkung »(können)« im obigen Zitat. Denn Identitätsangebote treffen laut der Grundannahme der Soziologie auf eigenwillige soziale Akteure, die zwar mehr oder weniger unter Druck stehen, die strukturellen Vorgaben umzusetzen, sich aber durchaus auch dagegen entscheiden können. Um diesem Aspekt gerecht zu werden, stellt die WDA den beiden Foucaultschen Subjekt-Begriffen noch den soziologischen Begriff der »sozialen Akteure« an die Seite:

»Soziale Akteure sind Individuen oder Kollektive, die sich auf die erwähnten Sprecher- oder Subjektpositionen beziehen und diese nach Maßgabe ihrer mehr oder weniger eigen-willigen (sic!) Rolleninterpretationen und -kompetenzen einnehmen und ausführen, also realisieren.« (Keller 2011b: 223; Hervorh.i.O.)

Mit anderen Worten: Die Soziologie geht ebenso wie die Diskurstheorie davon aus, dass die kollektiven Wissensbestände den sozialen Akteuren Sprecherpositionen sowie Subjektpositionen zur Verfügung stellen (=Rollenangebote machen). Die Sprecherpositionen und Subjektpositionen sind auf der diskursiven Ebene verortet. Die sozialen Akteure hingegen werden auf der Ebene der Praktiken angesiedelt. Sie sind die Adressat*innen der Rollenangebote und der damit verbundenen Wertungen. Sie üben im Alltag die tatsächlichen Deutungs- und Handlungspraktiken aus, im Zuge derer sie die Rollenangebote und -wertungen interpretieren und in Handeln umsetzen – oder eben nur teilweise oder gar nicht umsetzen. Die folgende Grafik illustriert diese Unterscheidung zwischen Diskursen und Praktiken sowie zwischen Sprecher-/Subjektpositionen und sozialen Akteuren:

Abbildung 1: Unterscheidung der Subjektbegriffe nach Ebenen

Quelle: eigene Darstellung

Durch diese Unterscheidung fallen die Kategorien anders als bei Foucault nicht zusammen. Die Einführung der »sozialen Akteure« schließt die Lücke zwischen Struktur und Ereignis, zwischen Diskurs und Praktiken (ebd. 223).

2.1.7 Modell-Subjekt vs. tatsächliche Subjektivierungsweisen

Mit Hilfe des im vorherigen Abschnitt beschriebenen Begriffs der sozialen Akteure können nun auch Defizite des Modells des »unternehmerischen Selbst« angegangen werden. Basierend auf dieser Kritik werden daraufhin die Begriffe und Fragestellungen abgeleitet, mit denen die *shūkatsu*-Praxis analysiert wird.

Bröckling hatte Subjektivierung durch den Begriff der »Anrufung« bei Althusser beschrieben. Die Anrufung kann laut Keller als Subjektposition, die von institutionellen und ideologischen »Staatsapparaten« vorgegeben ist, verstanden werden (Keller 2011b: 213). Wie wir oben gesehen haben, handelt es sich dabei aber lediglich um die Ebene der Diskurse. Ob und wie diese Anrufungen in tatsächliches Handeln umgesetzt werden, hängt der WDA zufolge von der Interpretationsarbeit und dem Eigensinn der sozialen Akteure ab. Die Frage nach der tatsächlichen Umsetzung wird von Bröckling aber nicht gestellt und damit bleibt die Ebene der Praktiken im Dunkeln. Bröckling beschreibt mit dem unternehmerischen Selbst lediglich das Kraftfeld, das auf die Individuen einwirkt, nicht aber, wie die Angerufenen tatsächlich damit umgehen. Er macht im Übrigen in seiner Einleitung deutlich, dass die Wirkungsweise des Subjektivierungsregimes »unternehmerisches Selbst« nicht Teil seines Untersuchungsgegenstands ist:

»Selbstverständlich erlaubt die Vermessung des unternehmerischen Kraftfelds keine Aussagen darüber, wie die Menschen sich tatsächlich in ihm bewegen. [...] Untersucht wird also ein Regime der Subjektivierung, nicht was die diesem Regime unterworfenen und in dieser Unterwerfung sich selbst als Subjekte konstituierenden Menschen tatsächlich sagen oder tun. Die Frage lautet nicht, wie wirkmächtig das Postulat, unternehmerisch zu handeln, ist, sondern auf welche Weise es seine Wirkung entfaltet. Es geht um eine Grammatik des Regierens und Sich-selbst-Regierens, nicht um die Rekonstruktion subjektiver Sinnwelten und Handlungsorientierungen oder Verschiebungen in der Sozialstruktur.« (Bröckling 2007: 10)

Für Bröckling erübrigत sich die empirische Untersuchung, wie die Anrufungen konkret wirken, allerdings in der Feststellung, dass selbst im Falle widerständiger Aneignungen – und die Aneignungen vollziehen sich immer auf der Grundlage einer Interpretation und Modifikation der Anrufungen durch die Handelnden, wie er selbst einräumt – diese stets in Auseinandersetzung mit dem Programm stattfänden, man sich also ohnehin immer auf die hegemoniale Subjektformation beziehe (ebd. 40). Weiterhin meint er, dass auch widerständige Aneignung stets nur neue Subjektivierungsregimes hervorbringe, die wiederum selbst einer Analyse (auf der programmaticischen Ebene) bedürften (ebd. 41). Dem ist entgegenzuhalten, dass zum einen diese widerständigen Aneignungen nicht unbedingt einheitliche und lange nicht so wirksame Subjektivierungsprogramme etablieren können wie die hegemoniale Form. Zum anderen ermöglichen doch gerade die vom Subjektivierungsprogramm *divergierenden* Aneignungs- und Ablehnungsweisen Aussagen darüber, wie wirkmächtig die Regierungsprogramme tatsächlich sind.

Die Notwendigkeit, die »Kraftfelder«, die von Subjektivierungsregimen gebildet werden und auf Individuen einwirken (ebd. 8, 38), herauszupräparieren, wird in der neueren Subjektivierungsforschung nicht bestritten, jedoch stellt sich gerade beim »unternehmerischen Selbst«, aber auch bei der *shūkatsu*-Praxis die Frage, wie die Individuen die Anrufungen deuten, in vorhandene Handlungs- und Deutungsmuster einbauen und mit diesen kreativ verweben (oder ob sie diese vielleicht vollständig verwerfen). Wie in Abschnitt 4.4 gezeigt wird, ruft *shūkatsu* viel Kritik hervor, hat aber aus bestimmten Gründen auch eine gewisse Wirkmächtigkeit bzw. das Potential, Menschen in ihrem Verhalten zu beeinflussen. Die Frage, warum *shūkatsu* zu einem Boom-Wort geworden ist, lässt sich ohne die Betrachtung der Lebenswirklichkeiten und der Aneignungsweisen nicht verstehen. Subjektivierungsanalytiker*innen wie Bührmann/Schneider (2008), Pfahl (2011), Pfahl/Traue (2013) oder Bosančić (2016) plädieren jedoch auch nicht allein für eine rein lebensweltliche Analyse von Subjektivierungsweisen, wie es in der Biographieforschung bislang üblich gewesen sei, sondern für eine Verknüpfung beider Seiten der Subjektivierung – der anrufenden und der angerufenen. Aus der Erkenntnis einer »diskursiven Situ-

ierheit menschlicher Selbstverhältnisse« (Bosančić 2016: 97) heraus können auf diese Weise empirische Daten in größere Zusammenhänge eingebettet werden, und andersherum kann damit dem Vorwurf gegen die Diskurs- und Gouvernementalitätsforschung, sich durch ihren zu starken programmatischen Fokus zu wenig mit tatsächlich gelebten Selbstverhältnissen zu beschäftigen, etwas entgegnet werden. Wie Bosančić (2016: 96) anmerkt, wurde bislang diese Ebene der Selbstverhältnisse in der Gouvernementalitätsforschung auch aus forschungspragmatischen Gründen ausgespart; hier jedoch kann und muss eine Erweiterung der Gouvernementalitätsperspektive ansetzen. Die Subjektivierungsforschung liefert hierfür Analyseinstrumente und methodische Hinweise, die vorher eher rar gesät waren.

In der vorliegenden Arbeit erfolgt daher zunächst eine analytische Trennung zwischen

»[...] einerseits *Subjektformierungen* und *Subjektpositionierungen*, andererseits *Subjektivierungsweisen*. [...] Die diskursiv vermittelten Subjektformierungen und -positionierungen enthalten Wissen darüber, wer der einzelne im Verhältnis zu anderen sein soll, welche Praktiken dabei zu verfolgen sind und welche Bewertungen damit einherzugehen haben. Dabei ist nicht nur dieses diskursiv vermittelte Subjekt-Wissen empirisch zu rekonstruieren, sondern auch empirisch zu klären, was von alledem von Individuen wie (über welche Selbst-Praktiken) angeeignet und in Alltagshandeln umgesetzt wird.« (Bührmann/Schneider 2008: 69, Hervorh.i.O.)

Damit wird eine programmatische Seite der Anrufung aus heuristischen Gründen von einer individuellen Seite der Angerufenen abgegrenzt. Die programmatische, d.h. normative Seite der Subjektivierung, wie sie etwa durch das »unternehmerische Selbst« bei Bröckling (2007) beschrieben wird, wird andernorts auch als »Subjektivierungsform[en]«, »diskursive Subjektentwürfe« oder »Subjektivierungsregime[s]« bezeichnet (für eine Übersicht siehe Geimer/Amling/Bosančić 2018: 2). Bedeutsam ist hierbei der Plural, in dem von Subjektformierungen gesprochen wird. Denn obwohl in manchen Subjektanalysen der Eindruck entsteht, es gebe zu jedem historischen Zeitpunkt nur eine dominante oder hegemoniale Subjektformation,²⁹ weisen andere (Keller 2012; Bosančić 2016) darauf hin, dass Individuen stets von zahlreichen normativen Anrufungen durchkreuzt werden, die sich nicht auf eine einzige Subjektivierungsform reduzieren lassen (etwa auf die Maxime: »Handle unternehmerisch« – denn es gibt auch noch weitere Maximen

29 So stellt Bührmann (2012: 150) heraus, dass das unternehmerische Selbst »eine hegemoniale Stellung in westlichen Gesellschaften behauptet«. Auch Reckwitz (2006: 516) beschreibt das postmoderne Subjekt im »konsumtorischen Kreativsubjekt« (zit.n. Bührmann 2012: 150).

und Anrufungen wie »Handle ökologisch«, »Entschleunige dein Leben« etc.).³⁰ In letzterem Subjekt-Verständnis stellen Diskurse stets jeweils mehrere Subjektpositionen bereit. Keller (2012: 100) schlägt daher anstelle eines Verständnisses von einer hegemonialen und möglicherweise gar alle Diskurse durchkreuzenden Subjektformierung vor, die Subjektpositionen als eine »komplexe Subjekt-Kartographie« zu verstehen, die von Diskursen jeweils produziert wird und ein vielfältiges Feld von Aktanten darstellt:

»In komplexeren Konstellationen werden umfangreiche Aktantenstrukturen von Helden und Bösewichtern, Rettern in der Not und ihren Helfershelfern, von Unbeteiligten, Problemverursachern und Verantwortlichen usw. entfaltet. Zugleich entstehen wie am Reißbrett *Modellsubjekte*, mitunter verbunden mit entsprechenden *Technologien des Selbst*, welche den unterschiedlichen Adressaten eines Diskurses als Verheißung, ›Blaupause‹ oder mahnendes Beispiel vorgehalten werden.« (Keller 2012: 100, Hervorh.i.O.)

So gibt es also im Verständnis von Keller Modell-Subjekte, aber eben auch Anti-Subjekte, im Sinne von Helden und Anti-Helden, und Subjektpositionen stellen »ein unterstelltes – gewünschtes, abgelehntes, gelobtes, denuziertes [sic!] – Selbstverhältnis der reflexiven Handlungssteuerung individueller (und vielleicht auch kollektiver) sozialer Akteure« (ebd.) dar. Nicht zu verwechseln sind diese Subjektpositionen mit Sprecherpositionen, bei denen Akteure als Diskursproduzenten auftreten (Bosančić 2016: 103). In Kellers Untersuchungen zum Müll-Dispositiv in Deutschland und Frankreich z.B. tritt das Modell-Subjekt der Umweltverantwortung als »Ecocitoyen« in Erscheinung. Diesem gegenüber steht ein Anti-Subjekt des »wilden Müllers«, »ein Prototyp der Umweltverschmutzung und Umweltzerstörung«; zusammengefasst also stehen sich die »sozialen Figuren (Subjektpositionen) des umweltfeindlichen und des umweltfreundlichen Bürgers« gegenüber (Keller 2012: 101).³¹

Dass die programmatische Seite bereits stark erforscht ist, demonstriert nicht zuletzt das Vorhandensein unzähliger Begriffe dafür, die oben nur andeutungsweise wiedergegeben wurden. Weitaus weniger beleuchtet und gerade erst im Entstehen ist die Erforschung der »tatsächlichen Subjektivierungsweisen« (Keller 2012: 102; Bosančić 2016: 103), bzw. konkreter: die Verknüpfung der empirischen Erforschung individueller Selbstverständnisse mit der programmatischen Ebene

30 Dazu etwa Keller: »Wenn unsere Gesellschaften gegenwärtig im Anrufungsregime des ›unternehmerischen Subjektes‹ prozessieren, dann ist dies gewiss nicht die einzige diskursiv konstituierte Subjektposition der Gegenwart.« (Keller 2012: 102)

31 Ein weiteres Beispiel solcher Gegensatzpaare sozialer Figuren wäre etwa in Bezug auf die Subjektivierung in Wissenschaftsinstitutionen das »unternehmerische akademische Selbst« vs. das »Selbst des Humboldtschen Bildungsideals«.

der Subjektanrufung. Die Biographieforschung, aber auch ethnographische Ansätze stellen schon seit Langem empirische Analysen individueller Lebenswelten zur Verfügung, doch werden diese oftmals nicht in Bezug zu Regierungsprogrammen gesetzt – auch dies möglicherweise aus forschungspragmatischen Gründen, weil die Analysemethoden nicht ausreichend vorliegen oder weil schlicht das Forschungsinteresse nicht derartig gelagert ist. Aus einer diskursorientierten japanologischen Schule stammend, die auch ein ethnographisches Interesse an Japan hat, interessiere ich mich jedoch gerade für die produktive Verknüpfung von Diskursforschung und qualitativen/interpretativen Interviews, die nicht nur im Nebeneinander verbleiben, sondern gegenseitig aufeinander beziehbar sind. Ziel ist also ein Brückenschlag zwischen diskursiv produzierten normativen Vorgaben und deren konkreter lebensweltlicher Umsetzung bzw. Nicht-Umsetzung.

Unter den »(tatsächlichen) Subjektivierungsweisen« oder »Subjektivierungen«, die von Bührmann und Schneider (2008: 71) auch als »Selbst-Deutung«, »Selbst-Erleben«, »Selbst-Wahrnehmung« bzw. »Selbst-Verständnis im Sinne der ›eigenen Identität« konzipiert werden, untersucht Keller (2012: 103, 92) die Handlungsebene, auf der sich Individuen die Subjektpositionen aneignen. Um den prozessualen Charakter dieses Vorgangs darzustellen, spricht Bosančić auch von einem »Selbstpositionierungsprozess« (Bosančić 2016: 108).³² Keller (2012: 102) hält fest, dass »[d]as, was als mögliche, beschimpfte, erwünschte, geforderte, zu verhindernde Subjektposition auf der Oberfläche der Diskurse konturiert und anschließend mitunter dispositiv unterstützt wird, [...] selten dem [entspricht], was die so Adressierten aus dieser Adressierung machen«. Zwar vollzögen Subjekte die Anrufungen weitgehend regelkonform, jedoch sind auch und gerade nichtkonforme Regelvollzüge für die Forschung interessant, da im Feld der Auseinandersetzung mit den Programmen auch (nichtkonforme) Wünsche und Handlungsalternativen zum Vorschein kommen:

»Während Foucault stärker die prinzipielle Konstituiertheit der Subjekte und Praktiken durch die emergenten Diskursformationen und Wissensregime betont, verweist die Hermeneutische Wissenssoziologie auf die Unverzichtbarkeit der Annahme von soziohistorisch konstituierten und relativ individuierten (sozialen) Akteuren. Diese Akteure befinden sich in der aktiven Auseinandersetzung mit

³² Weiter heißt es bei Bosančić (2016: 108): »Selbst-Positionierung ist dabei ein tentativer, präkärer, dynamischer und unabsließbarer Prozess der Auseinandersetzung mit den Fremd-Identifizierungen durch diskursiv konstituierte Subjektpositionen, die im weitesten Sinne als Identitätserwartungen und Identitätsmodelle verstanden werden können.«

Deutungs- und Handlungsproblemen sowie dazu verfügbaren institutionellen bzw. diskursiven Regeln und Ressourcen, die ihr Deuten und Handeln zugleich ermöglichen und eingrenzen. Diese Auseinandersetzung resultiert häufig in einem weitgehend ›regelkonformen Vollzug‹, aber sie erschöpft sich eben nicht darin. Vielmehr ist sie zugleich der Ort, an dem kontingente Interpretationsarbeit, Kreativität, Phantasie, Vorstellungskraft und Wünsche zum Einsatz kommen.« (Keller 2012: 94–95)

Die alleinige Untersuchung der Regelkataloge ermöglicht eben nur einen Blick auf normative Vorgaben von Modell- und Anti-Subjekt; doch welche alternativen Vorstellungen vorhanden sind, die mit diesem Regelkatalog brechen, ist nur über die Untersuchung der individuellen Auseinandersetzung zu ergründen. Mit Butler (1991: 213)³³ gesprochen, liegt gerade in der Wiederholbarkeit (Iterabilität) von Zeichen, Äußerungen und Praktiken das Potential von Resignifikation und damit von Widerstand gegen normative Vorgaben, also die Agency des Subjekts, begründet – ein Aspekt, der auch in der Subjektivierungsforschung berücksichtigt wird (Bosančić 2016: 98–102). »[D]urch die permanente Wiederholung dieser Anrufungen entfalten sich ›Machtwirkungen im Sinne von Fremd-Identifizierungen von Individuen und Gruppen [...], was wiederum zur Folge hat, dass Auseinandersetzungen mit diesen Identifizierungen stattfinden.« (Ebd. 102)³⁴ Diese Auseinandersetzungen können unterschiedliche Richtungen einschlagen. Entsprechend benennt Keller (2012: 102) neben der regelkonformen Ausführung weitere mögliche Reaktionsformen auf diskursive Anrufungen: »als bemühte Einnahme der gewünschten Subjektposition, als ihre Subversion, als Fehlinterpretation, als Adaption in Teilen, als Umdeutung, als Ignorieren, als hochreflexive Auseinandersetzung oder naiver Vollzug usw.«

Mit der operationalen Trennung der beiden Ebenen diskursiver Anrufungen (Subjektpositionen) und den Lebenswelten (tatsächliche Subjektivierungsweisen) ergeben sich auf den jeweiligen Ebenen unterschiedliche Forschungsfragen, die ein bestimmtes Datenmaterial und eine entsprechende Interpretationsmethode erfordern. Dies ist in Tabelle 1 zusammengefasst.

33 Dies geht auch bei Foucault bereits hervor, vgl. Bührmann/Schneider (2008: 26, Fußnote 4).

34 In Abschnitt 4.4.3.3 wird gezeigt, wie diese wiederholten Anrufungen aussehen und wirken können.

Tabelle 1: Ebenen der Subjektivierung und deren methodische Operationalisierung für die Erforschung von shūkatsu

<i>Subjektivierung</i>		
<i>Ebene</i>	<i>Diskurs:</i> Programme, Anrufungen	<i>Praktiken:</i> Selbst-Deutung, Selbst-Verständnis, Selbst-Erleben
<i>Subjektbegriff</i>	Subjektpositionen (Modell-Subjekt, Anti-Subjekt etc.)	tatsächliche Subjektivierungsweisen
<i>Fragestellung</i>	Welche diskursiv produzierten und vermittelten normativen Vorgaben existieren darüber, »wer der einzelne im Verhältnis sein soll, welche Praktiken dabei zu verfolgen sind und welche Bewertungen damit einherzugehen haben« (Bührmann/Schneider 2008: 69–70); Normativer »Anforderungskatalog« (Bosančić 2016: 98)	Was von alledem wird von den Individuen wie (über welche Selbst-Praktiken) angeeignet und in Alltagshandeln umgesetzt (Bührmann/Schneider 2008: 70) – oder eben nicht umgesetzt? Welche Aneignungs- und Nicht-Aneignungsformen existieren?
<i>Akteure</i>	Subjektivierungsinstanzen/ Subjektivierungsregisseure: Anbieterseite (Täige in der Bestattungs- und shūkatsu-Branche, Experten), prominente Vorbilder	Nutzerseite (die Adressierten/die Angerufenen/die Konsumierenden), die »Zielgruppe«
<i>Material</i>	Zeitschriften, Internetseiten und Pamphlete von Anbietern, Messebesuche, Experteninterviews, Bücher von Prominenten und shūkatsu-advocates	Narrative und Gruppen-Interviews mit Menschen, die shūkatsu bereits betreiben, planen zu betreiben oder aber ganz ablehnen
<i>Auswertungsmethode</i>	Inhaltsanalyse & Wissenssoziologische Diskursanalyse – Phänomenstruktur, narrative Struktur (Story Line), Urgence, Modell-Subjekt	Gruppen-Interpretation, Kodieren, Diskursanalyse

Quelle: eigene Darstellung

Dieses Forschungsdesign erfordert allerdings eine doppelte Empirie. Ich habe mein Untersuchungsfeld daher aus analytischen Gründen in eine Anbieter- und eine Nutzerseite geteilt. Auf der Seite der Anbieter (auch: die anrufende Seite) finden sich individuelle und institutionelle/kollektive Akteure, die die shūkatsu-Praxis aktiv bewerben, deren konkrete Inhalte definieren und Regeln zu ihrem korrekten Vollzug etablieren. Es ist mir bewusst, dass Anrufungen durchaus auch von der Nutzer-

seite kommen bzw. dass Anbieter die Anforderungskataloge auch in Zusammenarbeit mit Nutzer*innen erstellen; die Trennung ist daher als operational zu verstehen und dient nur der Sortierung des Materials. Andererseits aber stellen die Anbieter und all diejenigen, die sich als Bestattungs- oder *shūkatsu*-Berater*innen bezeichnen, »Subjektivierungsinstanzen« dar (Bosančić 2016: 113), insofern sie ja nicht nur die Anforderungskataloge für die Modell-Subjekte (mit-)formulieren, sondern diese auch für die Nutzer*innen (vor)deuten und ihnen vermitteln. Bei Bröckling werden sie in ähnlicher Weise als »Subjektivierungsregisseure« konzipiert und folgendermaßen charakterisiert:

»[Subjektivierungsregisseure:] Sie verleihen den Programmen Autorität, sie definieren die Aufgaben, vermitteln die Technologien zu ihrer Lösung, sie motivieren und sanktionieren, sie geben Feedbacks und evaluieren schließlich die Ergebnisse. Zu den klassischen Spezialisten wie Seelsorgern, Lehrern oder Ärzten ist inzwischen eine unübersehbare Zahl von Beratern, Gutachtern, Therapeuten und Trainern hinzugereten. Diese ›Experten der Subjektivität‹ und ihre präventiven, kurativen oder korrektriven, in jedem Fall aber normalisierenden Interventionen transformieren die existentielle Frage nach dem Sinn des Lebens oder der Bedeutung von Leiden in das technische Problem, wie Dysfunktionen möglichst effizient zu managen sind und die ›Qualität des Lebens‹ gesteigert werden kann (Rose, *Inventing Our Selves*, S. 151).« (Bröckling 2007: 41)

Beachte, dass mit »Expert*innen« hier nicht wie anderswo der wissenschaftliche Spezialdiskurs gemeint ist, sondern die »Experten der Subjektivität«, wie sie Bröckling beschreibt.

Die Anbieter werden in der vorliegenden Arbeit nun nicht etwa nach ihren Selbstverhältnissen oder ihrem Berufsethos befragt, sondern danach, wie sie den normativen »Anforderungskatalog« (Bosančić 2016: 98) an die potentielle Kundenschaft herantragen. Bei der Analyse des Materials waren folgende Fragen leitend:

1. Wie begründet die anrufende Seite die Notwendigkeit, *shūkatsu* zu betreiben, d.h. sich um das eigene Leben selbst zu kümmern? Mit welchen diskursiven Mitteln werden die Adressierten aufgefordert, der Anrufung zu folgen? (Abschnitt 4.1)
2. Wie definiert die anrufende Seite *shūkatsu*? Welches Modell-Subjekt wird durch diese Definition etabliert? Welchen Regeln gehorcht ein erfolgreiches Handeln im Sinne der *shūkatsu*-Praxis? (Abschnitte 4.2 und 4.3)

Auf der Nutzerseite stehen die von diesen Anrufungen Adressierten. Folgende Fragen leiten die Analyse des Materials in Abschnitt 4.4:

3. Wie definieren die Angerufenen für sich die *shūkatsu*-Praxis? Welche Aktivitäten verfolgen sie konkret und welche nicht? Wie verarbeiten sie die Praxis rational und emotional?
4. Welche Aneignungs- und Nichtaneignungsweisen gibt es im Umgang mit den Anrufungen? Welche Anrufungen kommen bei ihnen überhaupt an?

2.1.8 Zu den Begriffen Dispositiv und Urgence

Die erste Frage, die ich bezüglich der Anbieterseite stelle, nämlich wie die anrufende Seite die Notwendigkeit begründet, dass »man sich nun um sein eigenes Ableben selbst kümmern muss«, ist mit den Begriffen der Subjektivierungsforschung allein nicht zu beantworten. Hierzu erweist sich ein Begriff aus der Dispositivforschung in Anlehnung an Bührmann/Schneider (2008) als hilfreich, der hier noch abschließend vorgestellt werden soll: die Urgence.

Die *shūkatsu*-Praxis (und mit ihr das *shūkatsu*-Modell-Subjekt) ist nicht einfach so im sprichwörtlichen »luftleeren Raum« entstanden, sondern sie wurde als Reaktion auf einen bestimmten sozialen, politischen und historischen Kontext entwickelt. Sie soll den Individuen Deutungsmuster und Handlungsanleitungen zur Verfügung stellen, um auf eine ganz bestimmte, vorab definierte gesellschaftliche Situation adäquat reagieren zu können. Diese gesellschaftliche Situation ist jedoch keinesfalls einfach vorgefunden und als unschuldiger »historischer Kontext« den Akteuren vorgängig, sondern er wird von ihnen erst aktiv hervorgebracht. Damit möchte ich nicht etwa darauf hinaus, dass Akteure ihre Umgebung mitgestalten – das tun sie durchaus, doch das ist hier nicht gemeint – sondern dass sie die äußeren Umstände auf eine bestimmte Weise wahrnehmen, deuten und als »Realität« diskursiv mitkonstruieren. In ihrer Beschreibung des gesellschaftlichen Hintergrunds sind bereits bestimmte Deutungsmuster und Handlungsoptionen sowie -zwänge angelegt. Wenn also in Abschnitt 4.1 der gesellschaftliche »Hintergrund«, vor dem *shūkatsu* entstanden ist, beschrieben wird, so handelt es sich dabei um eine von den Akteuren (den Subjektivierungsinstanzen bzw. Subjektivierungsregisseur*innen) diskursiv hervorgebrachte Problemdefinition. Worauf es mir hier im Wesentlichen ankommt ist, dass *shūkatsu* keinesfalls die einzige mögliche Bewältigungsoption für das definierte Problem ist (=keine Alternativlosigkeit der Realitätsbewältigung) und, vielleicht noch grundlegender, dass sich durch eine andere Problemdefinition womöglich andere Bewältigungsmechanismen aufgedrängt hätten (= kein Vorhandensein einer absoluten/vordiskursiven Realität). Insofern führt die Akzeptanz der *shūkatsu*-Praxis dazu, dass mit ihr auch die Wirklichkeitsbeschreibung und die Problemdefinition als »wahr« anerkannt werden.

Dieses Verständnis des historischen Kontexts und der daraus abgeleiteten Problemdefinition als diskursiv konstruiert möchte ich mit dem Begriff der Urgence einfangen, der im Deutschen zumeist als »gesellschaftlicher Notstand« übersetzt

wird. Foucault benutzte den Begriff im Rahmen seiner Dispositivanalyse. Mit dem Dispositivbegriff versuchte er neben Texten auch weitere (sprachliche und nicht-sprachliche) Elemente wie Gesetze, Artefakte, architektonische Arrangements etc. in seine Analyse miteinzubeziehen und als machtwirksam herauszustellen, insofern sie diskurstiftend sind oder als Folge von Diskursen entstehen. Ihm ging es dabei nicht allein um diese einzelnen Elemente in der Summe, sondern um das »Netz, das zwischen [ihnen] geknüpft werden kann« (Foucault 1978, zit. in Bührmann/Schneider 2008: 52–53).³⁵

Was Dispositive auszeichnet, ist, dass sie eng mit einem zuvor definierten Problem (Urgence) zusammenhängen; sie sind gewissermaßen »Problemlösungsoperatoren« (ebd.), die auf einen entsprechenden Problemlösungsbedarf »reagieren«:

»Die zentrale strategische Funktion von Dispositiven liegt nach Foucault darin, dass sie ‚zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt [...] auf einen Notstand (Urgence)‘ antworten, in gewisser Weise also als Operatoren zur Bearbeitung, Lösung gesellschaftlicher Problemlagen und Transformationsphasen verstanden werden können.« (Bührmann/Schneider 2008: 53)

Das heißt, dass sie eng mit dem Problem verknüpft sind, zu dessen Lösung sie in Anschlag gebracht werden, kurzum: kein Dispositiv ohne Problemdefinition.³⁶ Dabei ist das Problem, wie bereits erwähnt, diskursiv konstruiert und nicht mit einer von menschlichen Interpretationshandlungen unabhängigen »Wahrheit« oder »Realität« zu verwechseln. Dazu Schneider:

»Die Hauptfunktion von Dispositiven besteht darin, auf eine ›urgence‹, einen gesellschaftlichen Notstand, eine Dringlichkeit, ein bestehendes oder gleichsam sich abzeichnendes – mithin diskursiv prozessiertes, also ›wahr‹ im Sinne von ›wahr-nehmbar‹ gemachtes – gesellschaftliches Problem zu reagieren (vgl. Foucault 1978: 120ff).« (Schneider 2015: 29)

In diesem Sinne ist der gesellschaftliche Kontext, in dem sich eine Praxis wie *shū-katsu* herausbilden konnte, selbst nicht nur diskursiv prozessiert, sondern auch pro-

35 Das Wort *dispositif* ist im Französischen im Alltagssprachgebrauch durchaus gebräuchlich, im Deutschen stolpert man hingegen darüber. Die im Englischen geläufige Übersetzung *apparatus* liefert womöglich ein besseres Bild für das Verständnis des Gemeinten: Es geht um eine Apparatur aus den genannten materialen und nicht-materialen Elementen, mit deren Hilfe ein Problem gelöst werden soll.

36 Vereinfacht gesagt könnte etwa mit Nassehi/Brüggen/Saake (2002: 68) auch von einem »Problem« und einer »Lösung« gesprochen werden; hier kommt aber m.E. die Dekonstruktion des historischen Kontextes als nicht nur unschuldige Hintergrundfolie, sondern als Teil des Diskurses nicht deutlich genug zum Tragen, weswegen ich das Begriffspaar Urgence/Dispositiv vorziehe.

duziert. Dies bedeutet keineswegs, dass die Tatsachen und Entwicklungen erdacht sind, sondern dass durch die Art und Weise, wie sie dargestellt und zueinander in Beziehung gesetzt werden, bestimmte Deutungs- und Handlungsweisen nahegelegt und andere ausgeschlossen werden.³⁷

Dies führt zu einem zweiten zentralen Charakteristikum von Dispositiven. Neben der Funktion, auf die zuvor definierte Urgence zu »reagieren«, naturalisieren Dispositive die Probleme nachträglich. Das Dispositiv hat insofern auch eine »Wahr-Machungs«-Funktion für die Realitätskonstruktion, auf die es scheinbar lediglich reagiert. Mit »reagieren« ist jedoch keineswegs eine intentionale, von einem konkreten Akteur (»Strategen«) ausgehende Dispositiverfindung gemeint; aber gänzlich zufällig entstehen Dispositive eben auch nicht. Vielmehr

»[...] antworten [sie] mit einer ›strategischen Zielsetzung‹ auf eine historisch spezifische Situation. Hier verweist Foucault auf die Vorstellung einer ›Strategie ohne dahinter stehenden Strategen‹, was keineswegs bedeuten soll, dass an diesem Geschehen beteiligte, in diese Wahrheits-/Machtspielle eingebundene Akteure nicht versuchen, ihre Interessen zu verfolgen. Behauptet wird vielmehr, dass allein aus den (Herrschafts-)Interessen von individuellen oder kollektiven Akteuren und ihrer möglichen Durchsetzung heraus sich das, was als Erfahrungs-Zusammenhang die Selbst-Verhältnisse von Subjekten und ihre Beziehungen untereinander als je historisch spezifische konstituiert und formiert, nicht hinreichend erklären lässt (Foucault 1978: 132ff.).« (Bührmann/Schneider 2008: 54)

Dispositive entstehen also vor dem Hintergrund bestimmter Notsituationen, die neue Probleme generieren, auf die die vorhandenen Apparaturen nur unzureichend zu reagieren vermögen. Alte Dispositive werden dabei auf- und abgelöst (»defor- miert«, vgl. ebd. 2008: 53), was jedoch nie bruchlos und ohne Risse passiert, sodass die Welt von widersprüchlichen Kräftelinien durchzogen ist und Subjekte sich darin in widersprüchlichen und z.T. widerstreitenden Arrangements zurechtfinden müssen.³⁸ Sie werden daher zugleich stets von widersprüchlichen Dispositiven und Anrufungen adressiert.

Da im nächsten Kapitel vergangene Sterbe-Dispositive thematisiert werden, sei hier noch der Begriff der »Vergegenständlichung« (auch: Objektivation) erläutert, der ebenfalls aus der Dispositivanalyse stammt und in dieser Arbeit von mir genutzt

37 Dieses Verständnis erinnert an den Framing-Ansatz aus der Kommunikations- und Mediengeschichte, daher kann hier auch von Rahmung (Substantiv) bzw. rahmen (Verb) gesprochen werden.

38 Ein Beispiel hierfür stellt die legislative Abschaffung des ie-Systems und das damit verbundene Erbrecht dar, das jedoch aus Gewohnheit weiterhin wirkt, ohne zur aktuellen gesellschaftlichen Situation zu passen. Damit führt es zu den Problemen, die eine neue Behandlung des Sterbens erforderlich machen (siehe Abschnitt 3.6).

wird. Mit Vergegenständlichungen (auch: Objektivationen) sind symbolische und materielle Elemente von Dispositiven gemeint, in denen sich bestimmte Diskurse äußern (ebd. 95). Dies können »festgefügte und objektivierte Regelwerke, Rituale, Artefakte, Gebäude« oder andere materielle und immaterielle »Dinge« sein, an denen Diskurse »sichtbar« werden (ebd. 54, 58). Als Beispiel erwähnen Bührmann und Schneider die Zahnmedizin als diskursive Praxis, die »korrektes« Wissen zur Zahngesundheit produziert (über Vorlesungen, Forschung etc.). Diese diskursive Praxis werde sichtbar gemacht über allerhand Vergegenständlichungen: »von den Krankenkassenvorschriften zu regelmäßigen Vorsorgeuntersuchungen über die apparative Ausstattung von zahnärztlichen Behandlungszimmern bis hin zum künstlichen Geissel« (ebd. 59).

2.2 Materialkorporus

Wie in Tabelle 1 ausgeführt wurde, habe ich das Feld für die Subjektivierungsanalyse in eine Anbieter- und eine Nutzerseite getrennt. Da nicht alle Diskursteilnehmer*innen auch Involvierte im Sinne von Anrufenden oder Angerufenen darstellen, sondern auch aus einer (beteiligten wie auch unbeteiligten) Beobachterposition das Phänomen kommentieren, habe ich zusätzlich eine dritte Kategorie der Kommentator*innen hinzugefügt. Diese werden im Folgenden näher erläutert.

2.2.1 Anbieter

Der erste Schritt war eine Internet-Recherche mit dem Suchbegriff *shūkatsu*. Die so gefundenen Anbieter (Unternehmen, Non-Profit-Organisationen, Berater*innen) wurden zunächst kartographiert, um etwaige geographische Konzentrationen auszumachen und das Feld räumlich einzugrenzen. Eine leitende Frage war dabei, ob *shūkatsu* ein vorwiegend städtisches Phänomen ist oder ebenso in ländlichen Gebieten vorkommt. Dieses Vorgehen war nur bedingt aufschlussreich, da *shūkatsu* kein Produkt an sich darstellt, sondern eher ein Content-Marketing-Tool, das von vielen Bestattungshäusern genutzt wird, um für ihre Dienstleistungen zu werben. Zudem handelt es sich etwa im Falle von Großanbietern von Bestattungen um landesweit agierende Anbieter (AEON Life etwa hat seinen Sitz zwar in Chiba, unterhält jedoch Filialen im ganzen Land). Interessant war jedoch die Feststellung, dass es abseits der zu erwartenden Ballungsgebiete Tōkyō, Nagoya und Ōsaka auch NPOs in dezentralen Großstädten wie Fukuoka gibt, die sich der Verbreitung von *shūkatsu* verschreiben.

Um Kontakt zu den Anbietern aufzunehmen, bot sich der Besuch von Branchenmessen an. Auf insgesamt sechs Messen konnte ich Gatekeeper kennenlernen und Interviewtermine mit Anbietern vereinbaren. Auch die Bitte um Interviews per